
13 Jg

Nr. 7



Eisab-land
Lothringer
Heimat



1

9

3

3

Monatschrift für Heimatkunde & Touristik

Elsassland Lothringer Heimat

Monatsschrift für Heimatkunde und Touristik

Verlag: Société d'Édition „ALSATIA“ S. A. GUEBWILLER (Haut-Rhin)

Directeur gérant: E. MEYER.

Inlandspreis für den Jahrgang.. 30 Frs. Auslandspreis: 7,50 Reichsmark od. 9 Schweizerfranken.

Inlandspreis für Einzelhefte .. 3.00 Frs. Auslandspreis: 75 Pfennig oder 90 Schweizercentimes.

Alle Anfragen, Abonnements- und Inseratenbestellungen, Manuskripte sind zu richten an den Verlag „Elsassland - Lothringer Heimat“ in Guebwiller. — Postscheckkonto Strassburg 2573. — Postscheckamt Karlsruhe Nr. 70162.

Inhalt des Juliheftes :

TEXT: Am Wegrande der elsässischen Literatur. Von Claus Wickram / Die Rheinauer Mühle. Von F. Baldensperger / Lothringer Seen, Gedichte von P. Jacquemoth / Das Rimbachtal bei Sulz. Von Paul Stintzi / Die Stund brings End. Kulturhistorische Studie. II. Von A. Pflieger / Das Chor in der Kirche zu Hellimer. Von Th. Wolber / Die Pappeln. Gedicht von Claus Wickram / Zu Langensulzbach anno 1758 (Schluss). Von G. Meyer / Ausschau: Ausstellung Pauli-Hesselbarth, Büchertisch, Wanderungen.

BILDER: St. Odilien, Photo G. Teichmann (Kunstbeilage) / Mutzig, Molsheim, alte Stadtmauer, Photos A. Wernert / Die Rheinauer Mühle, nach einer alten Zeichnung / Rimbach-Zell / Rimbach / Thierenbach / August Kocher (Porträt) / Elsässer Bauern. Zeichnung von L. Hesselbarth / Pendule (18. Jahrhundert) / Parksonnenuhr aus Bläsheim, Napoleonische Heeressäule mit Sonnenuhr. Zeichnung H. Bacher / Getäfel im Chor zu Hellimer (7 Abbildungen) / Taufe in Preuschkorf. Nach einem Gemälde von Th. Schuler / Philippsburg, Photo G. Meyer.

Forces Motrices du Haut-Rhin

Secteur de Guebwiller

Verkaufs- und Ausstellungs-Magazin

5, Rue de la République, 5
GUEBWILLER

Grosses Lager in

elektrischen Beleuchtungskörpern aller Art.
Sämtliche elektrische Haushalts-Apparate
in erstklassiger Ausführung.

Tél: 882

A-GUEIROARD

Étude,

Crée,

Réalise

Dessins & Clichés

2. Place Guillaume Tell

TRAIT - SIMILIGRAVURE - TRICHROMIE

Eine große FREUDE für 6 Pfennig!

Jeder Rundfunkhörer, der die
GROSSE UNÜBERTREFFLICHE
FUNKILLUSTRIERTE

*Du und Deine Rundfunk
Zeit*

noch nicht kennt, fordere mit einer Postkarte (Porto 6 Pfennig)
unverbindlich vom Verlag, Berlin N 240, das letzte Heft zur
Probe an! Jeder Rundfunkapparat macht noch einmal so
viel Freude, wenn man diese Funkillustrierte liest!
Monatsabonnement durch die Post nur 85 Pfennig.
Einzelheft 25 Pfennig. Erscheint wöchentlich mit 76 Seiten

Dragés und Bonbonnières
Biscuits u. Desserts - Chocolats, Cacaos, Thés
zu Fabrikpreisen bei
DARSTEIN STRASBOURG
Jungferngasse 3

Eine Annonce in dieser Zeitschrift
bringt sicheren Erfolg.

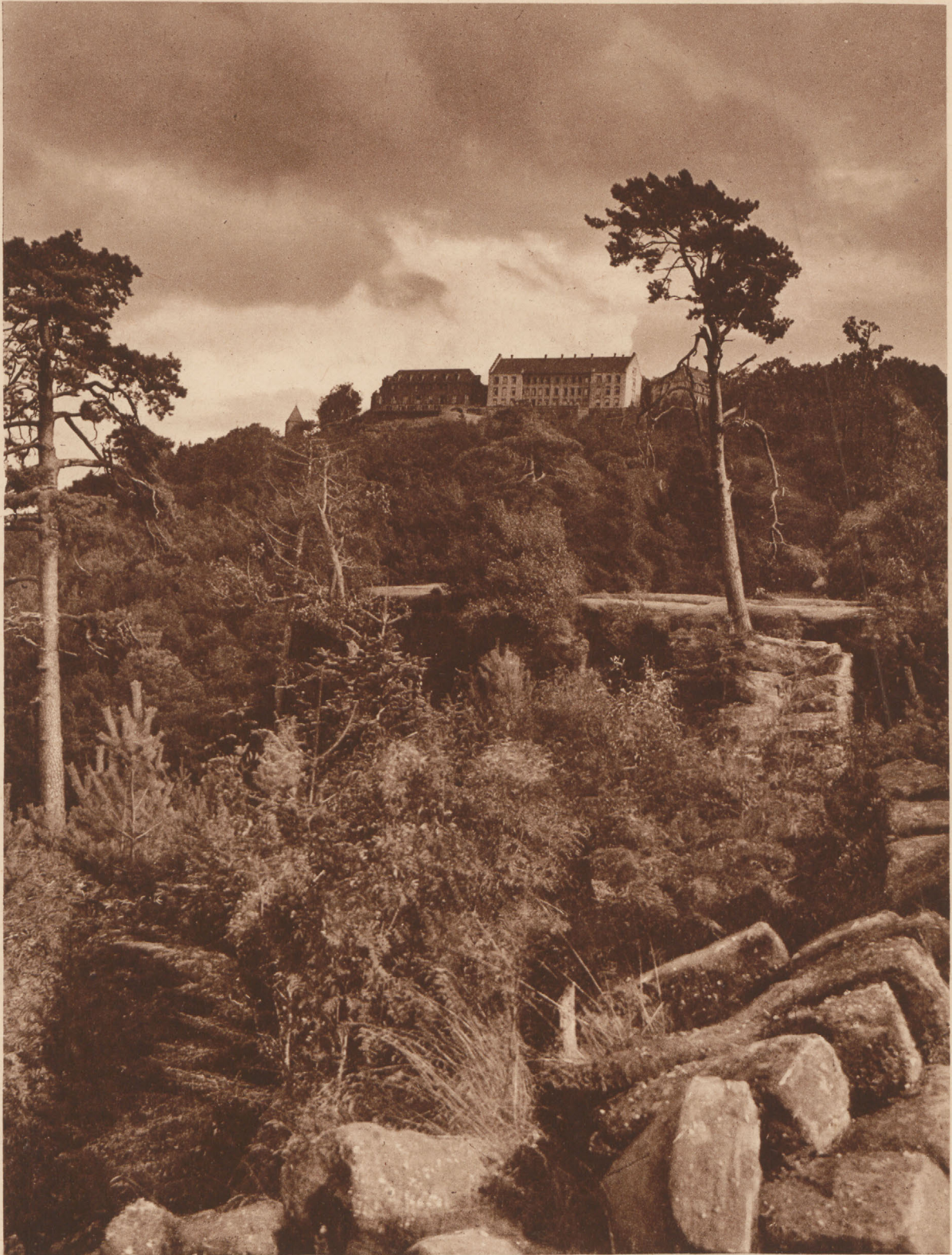


PHOTO GEORGES TEICHMANN

ST. ODILIEN

Elsass-Land Lothringer Heimat

13. Jahrg.

JULI 1933

7. Heft

Am Wegrande der elsässischen Literatur

Versuch einer Stellungnahme von Claus Wickram

1. Gehalt allein bestimmend

Schriftsteller und Dichter haben wir von jeher genug im Lande. Sie sind die Sänger unseres Lebens, unserer Freuden und unserer Sorgen, die Wortführer unseres Willens und unseres Geistes. Aus der Masse der Bauern und Arbeiter, aus der Mitte des Bürger- und Beamtentums gehen sie hervor, Vertreter und Verteidiger ihrer Klasse oder Revolutionäre und Neuerer, die alles Alte über den Haufen werfen.

Auch heute ist die literarische Produktion gross im Lande, die Schriftsteller sind zahlreich, und man ist im allgemeinen stolz auf die Resultate. Einzelne beanspruchen sogar eine elsässische Literatur. Erst kürzlich hat man sich dieser Idee zuliebe fest in den Haaren gehabt. Wie wenn sie irgendeinen Wert hätte!

*

Wir sind ein ganz kleines Völkchen, eingekapselt zwischen Rhein und Vogesen, wir schauen nach Westen und nach Osten, nehmen von beiden Seiten, was uns gefällt, und nicht immer das Beste, schimpfen tüchtig über Franzosen und Deutsche, schmücken uns aber gern mit ihren Federn, und nehmen die Eindrücke in uns auf, wo sie herkommen.

Andrerseits aber bewahren wir unser tiefes Sein: wir bleiben — die grösste Mehrzahl sicher —, ob wir wollen oder nicht, Provinzler. Wir haben von unseren Vätern her unsere Eigenart und halten fest an unserem herben Geschmack und an unseren kantigen, schroff behaupteten Ideen. Unser Land, das politische Geschehen durch die Jahrhunderte, unsere Doppelkultur haben uns so gehämmert. Das ist unser Eigen.

Ob wir gleich unsere Eigenart, unser Leben und unsere Ideale haben, die Frage «Gibt es eine

elsässische Literatur?» hat doch keine tiefere Wichtigkeit. Es gibt nur im Elsass Produziertes: auf dessen Wert kommt es an. Wir haben unsere Eigenart und unsere Seele: auf deren Ausdruck kommt es an. Und das ist für mich das Bestimmende: was wir schreiben, das sei gehaltvoll, in welcher Sprache und in welcher Form es auch sei. Ob es Menschheitswert besitzt, das ist die unumstossbare Frage, der man nicht aus dem Wege gehen kann.

2. Lage und Produktion

Vor einigen Tagen fiel mir die Zeitschrift «Das Neue Elsass» vom Jahre 1911 in die Hände. Ein Vergleich mit heute drängte sich mir auf.

Damals standen die Elsässer an ihrem Platz im geistigen Leben, kämpften und rangen im Gleichschritt mit den deutschen und französischen Schulen. Heute liegen wir zurück. Was Leute wie Schickele, Stadler, Flake vor 1914 verkündeten und geistig lebten, ist für die meisten von uns auf lange Jahre noch verschlossenes Gut. Haben wir denn überhaupt noch etwas zu sagen, wenn wir Namen hören wie Rainer Maria Rilke, Keyserling, Paul Valéry, Jules Romains, Stefan Zweig usw.? Bescheiden seitwärts sollten wir stehen und an den Grossen emporschauen! Uns aber doch nicht brüsten wollen mit Versen oder Erzählungen, auf die man in Frankreich oder in Deutschland seit dreissig, seit fünfzig Jahren nicht mehr achtet!

Wenn wir einige wenige Dichter — die besten unter uns — ausnehmen, müssen wir bekennen, dass das Elsass im literarischen Leben stationär geblieben, ja zurückgegangen ist. Zu einem grossen Teil schwärmen wir noch in Dreizehnlindenharmonien, in Herz und Schmerz, Lust und Brustreimerei, während in Frankreich und in Deutschland sich das geistige Leben vollständig





Photo A. Wernert

erneuert hat. Zu viele von uns haben von den Zeitgeschehnissen, die doch gewaltig sind, und vom literarischen Fortschritt sozusagen nichts gelernt.

*

Die materielle Lage verschärft das Bild. Seit dem Kriege sind viele Werke oder Werkchen elsässischer Autoren erschienen. Die meisten wurden nicht beachtet.

Wo liegt die Schuld? Am Publikum einerseits: es ist zu oberflächlich, zu sehr auf Sport und Kino, Mode und Reklame eingestellt, zu wenig auf echte Literatur. Nicht dass die geistige Produktion es gleichgültig liesse! Es werden sicher viel mehr französische und deutsche Bücher gelesen als vor dem Krieg. Warum bleiben aber die elsässischen Sachen liegen?

Daran ist nicht nur das Publikum schuld, sondern es sind auch die Autoren, die Verleger und Buchhändler. Die Texte, Poesie oder Prosa, zeichnen sich oft weder durch Qualität noch durch Quantität aus; es sind meist kleine, unscheinbare Sachen, Aufmachung, Papier und Einband sind schlecht, der Preis dagegen sehr hoch. Ernste Kritik gibt es nicht, die Reklame ist wahllos, manchmal übertrieben, dann wieder ungenügend. — Wo ist der Buchhändler, der ein Mal im Jahre eine Ausstellung von elsässischen Sachen veranstaltet? So kommt es, dass den Werken auch guter elsässischer Dichter der Erfolg vorenthalten bleibt.

*

Aber es fehlt auch an einem ernsten Blatt für das elsässische Schrifttum. Ich kann diese Behauptung im «Elsassland» ruhig aufstellen, ohne

dieser Zeitschrift irgendwie Abbruch zu tun; in voller Kenntnis des geistigen Lebens erhebt sie nicht den Anspruch, das literarische Leben des Elsasses zu verkörpern. Ihr Ziel und ihre Aufgabe greift weiter aus, und sie wird so ein Sammelbecken ernster Geistesarbeiter. — Wohl gibt es ein paar andere literarische Blätter, von denen jedes auf seine Seite zerrt, aber nicht überzeugen könnte. Vielleicht dürfen wir unsere Hoffnung auf die seit Januar erscheinende, nicht gerade glücklich getaufte «Nebelkuh» von R. Buchert setzen, der das Bestreben hat, das Beste der elsässischen Schriftwelt zu sammeln, und Gutes erhoffen lässt. Wir wünschen es von Herzen.

Mutzig

Es könnte anders sein! Es gibt doch eine Elsass-Lothringische Wissenschaftliche Gesellschaft. Könnte es nicht ebenso eine literarische Gesellschaft geben? Als Hauptzweck sehe ich ein gediegenes Jahrbuch mit Beiträgen der verschiedenen Autoren und mit kritischem Gesamtbild sowie die gute Herausgabe von Werken der schaffenden Geister im Lande.

Wohl müssten einige Schriftsteller ihren Hochmut um einige Grad herunterschrauben und sich einer kritischen Leitung unterordnen können.

*

Es fehlt uns überhaupt an ernster Kritik hierzulande. Wie viele Werke oder Werkchen werden angepriesen, in den Himmel gehoben und nachher vergessen! Was not tut, das ist doch vor allem die Wahrheit, die ungeschminkte Wahrheit, die am meisten dem Autor selbst hilft.

Es wäre Zeit, dass irgendein unabhängiger Geist aufstünde, der es unternähme, unerbittlich in unseren Blätterwald hineinzuhauen, und der zu gleicher Zeit die Kraft besässe, ein Werk über das heutige elsässische Schrifttum zu schreiben, mit scharfem Einblick die Synthese zusammenzuschweissen, das Minderwertige aber unerbittlich zu unterdrücken und verschwinden zu lassen.

Denn im allgemeinen beherrscht eine zu grosse Produktion den Markt, eine viel grössere als vor dem Kriege: eine Unmasse von schriftstellerischen Versuchen in Zeitungen, Zeitschriften, Broschüren und Büchern, im Theater und im Radio. Gott sei Dank, sind wir bis heute so ziemlich vom Cinéma verschont geblieben. Vieles, allzu vieles ist in den letzten Jahren erschienen. Zu viel Mittelmässigkeit!

Für den Gebildeten ist das ein untrügliches

Zeichen der Beschränktheit und der Unfähigkeit. Ich habe mich schon manchmal über Bücher oder Zeitschriften, die bei uns erschienen, geschämt, wenn ich daran dachte, dass sie vielleicht in die Hände von gebildeten Franzosen oder Deutschen fallen, und wenn ich mir vorstellte, welche Meinung sie vom literarischen Elsass sich bilden müssen.

Fürwahr, da vergesse ich gerne die Frage, ob es eine elsässische Literatur gibt.

3. Die Zerrissenheit

Die oben angegebene Idee einer schriftstellerischen Gesellschaft wird wohl nie verwirklicht werden. Nicht als ob sie unbedingt notwendig wäre! Gott behüte uns vor engherziger Vereinsmeierei! In einem Lande der Grosszügigkeit ist eine solche Gesellschaft überflüssig. Aus den Konflikten der Ideen sprüht ja das Feuer, das Produktion fördert. Bei uns aber liegt der Grund anderswo: wenn sich eine literarische Gesellschaft nicht bildet, so ist es, weil in unserem sehr kleinen Ländchen die meisten Geister noch kleiner sind.

Wie viele sind es, Schriftsteller und Leser, die in allen möglichen Vorurteilen stecken bleiben, die sich nicht zu den Höhen des freien Geistes aufschwingen können? Verfolgt man die heutige Geistesbewegung im Elsass, so hat man unbestreitbar den Eindruck einer unsagbaren Zerrissenheit. Die Grossen wie Albert Schweitzer und René Schickele haben grosse Horizonte aufgesucht; die Meute bei uns klafft. Eine Unsumme von Kleinlichkeit und Halbheit in Politik, öffentlichem Leben, Dichtung und Kunst beherrscht unser Sein. Wir aber gefallen uns in dieser lattenumzäunten Enge. Und diese Frage, dieser Käseglockenhorizont charakterisiert unser literarisches Elsass.

Wir haben keine literarischen Schulen, nicht einmal richtige literarische Strömungen. Aber doch sind einzelne Gruppen da, die sich meist getrennt und nicht gerade wohlwollend gegenüberstehen. Auf der einen Seite stehen die französisch schreibenden, meist nur lose mit dem Elsass verwachsenen Schriftsteller um die «Vie en Alsace» und die «Alsace Française» wie Gentzburger (Odilé), P. Bergner, B. Vallotton; ihre Zahl und ihr Wert wird wohl in den nächsten Jahren zunehmen; wichtig ist hier der «Prix de l'Alsace Littéraire». Als regelrechter Verein organisiert haben wir die «Ecrivains de Province», Bannerträger und Wortführer ist Camille Schneider. Den radikalen Kreis bildet das «Elsässische Literaturblatt» im Bann der landfremden «Jean

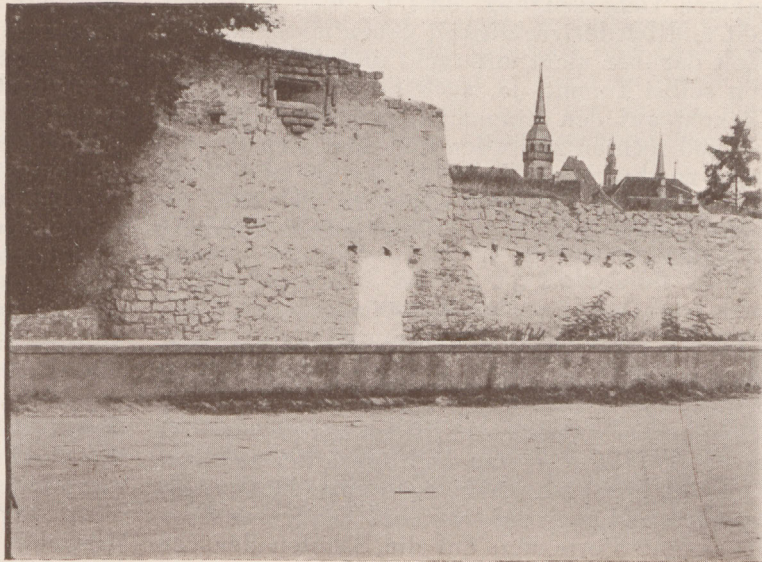


Photo A. Wernert

Molsheim, alte Stadtmauer

Jerry». Diesen gegenüber steht die immer stiller werdende Arc-Vereinigung um H. Solveen und neuerdings die tatenfreudige Gruppe um R. Buchert (Die Nebelkuh). In Lothringen haben sich einige Wortführer in den «Stimmen aus Lothringen» (Forbach) zusammengeschlossen. Ihr Auftakt ist zwar noch bescheiden, obwohl die Beiträge der Lothar Mundan, E. Jolas und J. Fourmann manchmal recht beachtenswert sind. In letzter Linie erwähnen wir die ganz lose sich um das «Elsassland» scharenden Dichter, wie G. Dub und den leider allzufrüh verstorbenen E. Leonhart, die sich keiner Bindung unterziehen wollen.

Diese verschiedenen Richtungen schneidet kein literarisches Programm auseinander; denn sie haben keines. Es sind mehr ethnische Fragen, kulturelle und leider politische Tendenzen und nicht in letzter Linie persönlicher Ehrgeiz, das rücksichtslose Sich-Vordrängen einzelner, über deren Wert man aber begründete Zweifel hegen kann. Diese bewegenden Kräfte rufen die Gegnerschaft und manchmal bissige Feindschaft hervor.

So kommt es, dass die Lauten unser heutiges literarisches Leben bedingen. Nicht Funken sprühen aus dem Anprall der Geister, sondern Gehässigkeit, Neid, Missgunst und Verdächtigung jeder Art. Die Geister versteifen sich in sich, der Hass feiert Feste, das grosse Publikum geht achselzuckend vorbei, und manch einer bricht entmutigt ab und zieht sich ganz zurück. Unser literarisches Leben ist furchtbar zerrissen und bietet das Bild eines Kleinstadtparteikampfes.

Besser wäre es ja überhaupt, den Standpunkt des Philosophen einzunehmen: über die ganze Produktion gleichmütig hinwegsehen, mit der

ruhigen Ueberzeugung, dass es eben Kleinlichkeit und Niederträchtigkeit geben muss, dass die Welt darüber nicht untergeht und das Vergessen von selbst kommt. Ja, noch besser wäre es, ein Lächeln auf den Lippen, überhaupt nicht richten und rechten zu wollen und über niemand den Stab zu brechen. Vielleicht ist es aber doch manchmal gut, Feststellungen zu machen, die nicht unnütz sind, um nachher befreit aufatmen zu können.

4. Das Niveau

Ich bin nicht berufen, die Geschichte der elsässischen Literatur seit dem Weltkrieg zu schreiben. Einen raschen Blick nur — aus der Vogelschau gewissermassen — will ich auf die Autoren und ihre Werke werfen und durch den nebligen Komplex hindurch versuchen, einige Namen festzuhalten und auch das, ohne auf Tendenzen, Ausdruck und Form und auf die Schulen der verschiedenen Schriftsteller einzugehen.

Literarisch wird im Elsass sicher viel mehr gearbeitet als vor dem Kriege. Und es ist auch viel ernstes Streben vorhanden, das abzusprechen Unrecht und bewusste Irreführung wäre, aber das Echte und Gute versinkt zu sehr in der Masse des Oberflächlichen.

Der Dialekt hat sich besonders im Theater und in der Lyrik betätigt. G. Stoskopfs Werk und Wert darf man nicht schmälern, noch in den Kot zu ziehen versuchen: er hat das Elsässische Theater gegründet, ihm die Kräfte zugeführt und die besten Stücke. Seit dem Kriege aber wurden sehr viele elsässische Theaterstücke von sehr vielen Autoren geschrieben, und sie alle sind über den nämlichen Leisten geschlagen, derb, breit, oberflächlich, ein wenig sentimental. Zweck: ein möglichst grosses Publikum zu amüsieren und zum Lachen zu bringen. Wenn sich aber damit der Zweck des Theaters erschöpft, so ist es selbst schuld an seinem geistigen Tiefstand und wird sein eigener Totengräber. Wie auf diesem Gebiete bei uns regelrecht gesündigt wurde und noch jedes Jahr gesündigt wird, das lässt sich überhaupt nicht beschreiben, und man muss aus dem Tiefsten nach einer Erneuerung schreien.

Erzählende Prosa in Dialekt kann nur schwierig mit den anderen Genres Schritt halten. Marie Hart und auch einzelne Sachen von Stoskopf haben ihr eine gewisse Kraft gegeben, aber im allgemeinen kommt sie nicht über den Rahmen kleinerer Erzählungen und schnurriger Geschichten im Kalenderton hinaus. Einen Erzähler von Format besitzen wir nicht.

In der Lyrik dagegen ist manches Schöne herausgegeben worden. Da sind die Gebrüder Matthis als die Altmeister, dann als ihr Nachfolger Jean Sebas (D'r Burne), im Oberelsass Nathan Katz und Victor Schmidt. Katz besonders hat in

seinem «Sundgau» Gedichte gebracht, die zu den schönsten unserer Dialektliteratur gehören und bleibenden Wert behalten werden. Nicht ganz so ursprünglich sind R. Bucherts kürzlich erschienene «Setzli üs mim Ländel», in denen helle und schlicht einfache Töne angeschlagen werden, die stellenweise aber hochdeutsch gefärbt sind.

Umfangreicher als im Dialekt ist die Produktion im Schriftdeutsch. Die grossen französischen und deutschen Werke über den Weltkrieg haben bei uns einige Kriegsbücher entstehen lassen; sie sind aber nur Abklatsch, schwaches Nachhinken hinter grossen Vorbildern, literarisch auf schwachen Füßen stehend, in einem Wort unzulänglich. Als Prosawerk von Bedeutung seit dem Kriege können wir nur «Desiré Dannacker» von P. M. Claden nennen; doch auch darin ist viel der Mode geopfert worden. — Claus Reinbolt hat sich mit seinen Tropenschilderungen (Brand im Urwald, Faktorci) einen Namen gemacht und manches gute Bild geprägt. — Die beste Prosa aber, in abgeklärtem Stile, ohne Präntentionen und in beherrschter Sprache schreiben nicht die reinen Literaten, sondern die Wissenschaftler, Folkloristen, Historiker und Heimatkundigen, wie A. Andres, M. Barth, L. Braun, L. Ehret, J. Lefftz, E. Linckenheld, P. Paulin, A. Pfleger, L. Pfleger, Th. Walter und Ch. Pfleger, wenn auch mehr auf philosophisch-apologetischem Gebiete. Ihr Werk zu würdigen und ins rechte Licht zu setzen, kann ich mich nicht erlauben, es würde zu sehr den Rahmen dieser Studie überschreiten. Eines aber steht fest: sprachlich stehen sie unbedingt an erster Stelle, und mit ihrer Arbeit und ihrem Wirken ist das ganze geistige Leben des Elsasses bis in die tiefsten Fasern verknüpft.

Das Theater bleibt theoretisch; die Stücke von G. Schaffner sind äusserst original und gedankentief, aber weltfern und ausserhalb des Menschseins, die von C. A. Frantz sind derb, wild und wuchtig, aber auch sie liegen ausserhalb jeder Spielmöglichkeit. Mehr Anklang finden beim katholischen Publikum die zahlreichen religiösen Versdramen A. Schmidlins.

Die Lyrik bietet uns das weiteste Studienfeld. Hier ist René Schickeles Einfluss unverkennbar, weiterhin auch jener von Nietzsche, R. M. Rilke, Stephan George, Werfel u. a. So muss man sich auch die Frage stellen, ob frisch und ursprünglich der Born der Lyrik fliesst, ob die Gedichte entstehen, so wie sie müssen, oder ob die Poesie in Form und Wort gezwängt muss werden, wohl mit grosser Kunst und Originalität, aber mit zuviel Gehirnfertigkeit und unter Einbusse des lyrischen Gefühls.

Unter den vielen Dichtern nimmt R. Buchert einen hervorragenden Platz ein. Seine besten bisherigen Leistungen sind «Die Singende Flamme» und auch der «Hausflur der göttlichen Kämpfer»,

die hoch über der Durchschnittsproduktion stehen. Buchert ist in der ersten Reihe unter den Vorkämpfern im literarischen Leben. In Sprache, Gedankengang und Aufbau bringt er uns die neuen, kaum bekannten Formen, die das Innerste in uns, das uns selbst Unbekannte, aufrufen und zum Leben führen. Er ist ein Wortkünstler, ein Könner, und ich liebe manches von seinen Gedichten von ganzem Herzen. Warum aber gibt er manchmal seinen Gedanken zu sehr einer billigen, modenhaften und manierten Originalität preis, die auch nicht vor Trivialitäten zurückschreckt? Unter G. Schaffners Gedichten (Wiederkehr, Das ewige Feuer, Verse) sind Sachen von eindringlicher Wucht und Plastik; leider sind sie oft zu unverständlich, die Bilder und Ideen zu zerhackt und zu sehr gesucht; der Zerebralkunst sind zu viele Zugeständnisse gemacht. H. Solveen, wohl ungleichmässig in seiner dichterischen Produktion, hat uns ein paar schöne Gedichte geschenkt. Nennen muss man auch C. Schneider, obwohl mir persönlich seine Seelenmystik nicht zusagt; die Form ist weich, der Gedanke oft neblig und schwebt in den höheren Regionen der Steinerschen Philosophie. In Lothringen ist Lothar Mundan Wortführer mit eigenem Wert, doch befremdet seine gequälte Art und seine oft verschwommene, das Pathologische streifende Originalität.

Neben diesen Dichtern will ich zwei andere, vielleicht weniger bekannte Namen hervorheben: E. Leonhart und Georges Dub. Die Gedichte des jung verstorbenen, feinen, traurigen und wehmütigen Ernst Leonhart gab die Elsassland-Bücherei in Auswahl heraus mit der ersten Würdigung von Dr. Adrian. Georges Dub kommt im «Elsassland» neuerdings zur Geltung. Ueber den Dichter schrieb Professor Alfred Pflieger die schönen Sätze: «Bei Dub wachsen die Lieder ohne Zwang und Druck aus der Tiefe der Seele und fallen wie reife Früchte lautlos vom Baume der Poesie. . . Eine stille Natur wie Mörike, die nicht für den lauten Markt geschaffen ist. Ein rein intuitiv gerichteter Dichter mit ganz persönlicher Kunst, die mit stiller Versun-

kenheit nur andächtig genossen werden will. . . Seine Gedichte sind einfach, schlicht, innig, wie echte Volkslieder.» Mit Leonhart und Dub können wir den Unterschied erfassen zwischen der zeitlosen, wahren Lyrik und der lauten, harten Originalitäts- und Effekthascherei mancher Künstlerkreise.

Unter den weniger genannten und bekannten Dichtern (man verzeihe die nackte Aufzählung!) können wir noch G. Boesch, Raymond Schneider, F. Kauffmann, H. Sandel, Fr. Fuhrmann, E. Roedel, L. Spielmann nennen, von denen jeder seine Art hat, und der eine oder andere der Jüngeren wird vielleicht noch von sich reden machen.

Die im Ausland lebenden Schriftsteller R. Schickele, O. Flake, Ed. Reinacher, H. K. Abel usw. können hier nicht gewertet werden, da wir nur von den im Lande ansässigen Literaten reden wollen.

*

«Doch dieser Sang ist erst im Lerchenlied
Vorfrühling gar gering, — doch blühen soll
Ein ganzer Mai dem hellverjüngten Elsass.»

Flammend stehen diese Verse aus Fr. Lienhards «Gottfried von Strassburg» vor meinem Geist. Nach dem Weltkriege konnte man wieder die Hoffnung auf einen neuen, schönen Frühling hegen. Er kam nicht. Sicherlich haben viele unter uns guten Willen, sie wollen ehrlich und ernst arbeiten, aber sie bleiben machtlos. Das Bild, das sich uns heute aufdrängt, kann keine Befriedigung geben: verschiedene sich feindselig gegenüberstehende Richtungen, Stürme im Wasserglas, die meisten Neuerscheinungen ohne grossen Wert, ein Durcheinander und unnützer Singsang. Im literarischen Leben werden wir immer mehr zurückgedrängt.

Ein Wort würgt sich in mir hoch: Dekadenz. Was damit anfangen? Ja, es ist ein Niedergang, den wir bis jetzt erlebten, und er war wohl gerade durch den Krieg bedingt. Jetzt aber trägt er seine Früchte; sie werden reif, und es wäre Zeit, sie abzuschütteln.

(Schluss folgt)



Die Rheinauer Mühle

Von F. Baldensperger, Sundhausen

Immer seltener werden die alten Riedi, die Riedbewohner, die sich der Glanzzeit dieser Mühle, dieses seltenen Riedidylls aus dem vorigen Jahrhundert, noch erinnern können. Damit der Name dieser Mühle und ihrer einstigen Besitzer nicht gänzlich in Vergessenheit gerate, möge hier kurz ihre Geschichte erzählt werden.

Die Rheinauermühle, auch Riedmühle genannt wegen ihrer Lage im Ried, mahlt schon längst nicht mehr, und die meisten Riedbewohner aus der Umgebung wissen nur noch vom Hörensagen Näheres von dieser Mühle und ihrer einstigen Lage. Sie stand in einer ganz unwirtlichen Gegend, ziemlich fern von jeglichem Verkehr. Das ganze Anwesen lag aber wie eine Oase in der Wüste hart am Rheinwald an einem Nebenwasser des Rheines und war wohl über zwei Jahrhunderte eine Zierde des öden Riedes.

Warum die Mühle schon in ganz alter Zeit gerade an dieser abgelegenen Stelle kilometerweit von den umliegenden Ortschaften entfernt erbaut wurde, weiss heute niemand mehr zu sagen; jedenfalls gaben günstige Wasserverhältnisse den Ausschlag, dass damals auf diesem abgelegenen Erdenfleck eine Mühle errichtet wurde.

Diese Mühle stand östlich des Rheindammes ungefähr 6 km südlich von Rheinau, 5 km südlich von Diebolsheim und über 5 km nordöstlich von Sundhausen entfernt in richtigem Riedgelände. An dieser Stelle stossen auch die Bänne von Rheinau, Diebolsheim und Sundhausen zusammen. Die Mühle lag im Banne von Rheinau und gehörte zu dieser Ortschaft, daher der Name «Rheinauermühle».

Die Gemeinde Rheinau genoss allen andern umliegenden Gemeinden gegenüber allerhand Vergünstigungen, was das Mahlen und Reiben (Blojle) betraf; dafür hatten die Besitzer der Mühle das Recht, in den Gemeindewaldungen von Rheinau unentgeltlich das nötige Brennholz sowie das für den Mühlenbetrieb erforderliche Nutzholz zu hauen, wie zu Wendelbäumen, Wasserrädern, Kammrädern usw., auch die grossen Eichenblöcke für die Reibherde gehörten mit zu diesen Lieferungen.

Dafür genossen dann die Bürger von Rheinau, sowie auch das Spital gewisse Vorrechte beim Mahlen. Ausserdem stand den Bürgern von Rheinau ein Reibherd zur freien Verfügung, auf welchem sie unentgeltlich ihren Hanf reiben durften.

Ausser diesem Herd waren noch 5 andere Reiben vorhanden, die von andern Hanfpflan-

zern gegen eine entsprechende Vergütung benutzt werden konnten. Es ist dies ein Beweis mehr für die Blütezeit des einst mächtigen Hanfbauens im Ried und der verschwundenen Leinenzeit, wo alt und jung auf dem Lande grösstenteils in Linnenkleidern einherging. Die jüngere Generation weiss heute nichts mehr vom Hanfbau mit all seinen Nebenprodukten.

Die Mühle selbst, inmitten grosser Wirtschaftsgebäude gelegen, war ein stolzer, altertümlicher Bau, ein rechtes Patrizierhaus, und gewiss für jene Zeit auf das beste eingerichtet. Schon in den sechziger Jahren waren zwei Breitedreschmaschinen vorhanden, die fleissig benutzt wurden. Von 100 Garben wurden damals bloss 5 Garben als Vergütung für das Dreschen verlangt.

Nicht selten fuhren die Sundhauser Bauern mit dem Getreide direkt vom Felde auf die Mühle, um zu dreschen, oft liess man das gedroschene Getreide dort zum Mahlen. Meistens war es Gerste, da in jener Zeit die Bauern wegen der hohen Weizenpreise noch kein Weizenbrot zu essen wagten. Galt doch um 1870 herum ein «Hektoliter» Weizen 25—32 Franken, dabei war das Brot weit billiger und besser als heute bei einem Weizenpreis von 16—20 Frs. für den «Doppelzentner», nach Goldwert berechnet.

Um die Mühle herum lagen grosse, schöne Obst- und Graspärten, sowie ein wohlgepflegter Gemüse- und Blumengarten; westlich des Dammes erstreckten sich die zur Mühle gehörenden Felder und Wiesen. Durch den geräumigen Mühlenhof floss ein starker, fischreicher Bach, der Mühle, Reib- und Dreschmaschine gleichzeitig zu betreiben vermochte. Ueber den Bach führte eine Brücke zu der Dreschmaschine und dem Reibhaus, die östlich des Baches lagen.

Gebackene Fische waren ein Spezialgericht auf der Mühle, an denen es nie mangelte, und die Gastfreundschaft der Müllerfamilie Wachenheim war allgemein bekannt.

Das ganze Besitztum zierten einzelstehende, mächtige, weithin sichtbare Tannen, die im Ried entschieden zu den Seltenheiten gehörten, so dass das Gesamtanwesen ein wahres Dorado bildete und für jung und alt ein beliebter Ausflugsort wurde.

Eine Familie Wachenheim war wohl anderthalb Jahrhunderte im Besitze der Rheinauermühle, und das Anwesen vererbte sich durch mehrere Geschlechter hindurch. Die letzten Besitzer waren die zwei Brüder Eugène und Laurent Wachenheim; diese heirateten zwei Schwestern



Die Rheinauer Mühle

Nach einer alten Zeichnung

Poirson, adeliger Abstammung, von der wohlbekannteren «Niederburg» in Illkirch. Die eine Familie hatte zwei Töchter, die andere zwei Söhne, die gemeinsam auf der Mühle aufwuchsen und in Diebolsheim zur Schule gingen. Nachkommen der beiden Familien sind heute noch am Leben.

Auch die Frau Generalin Kolb, deren Gemahl vor kurzem in seiner Heimat Markolsheim beigesetzt wurde, ist eine geborene Wachenheim und erfreut sich trotz ihrer 85 Jahre noch einer rüstigen Gesundheit.

Diese Gebrüder Eugène und Laurent standen allgemein in grosser Hochachtung. Für ihr redliches Geschäftsgebahren spricht der grosse Kundenkreis in den umliegenden Rieddörfern. Stets bedienten sie die Bauern zu ihrer Zufriedenheit. Das kann man nicht von allen Müllern sagen!

Die Familie Wachenheim ist ganz alter Uradel, der unter seinen Ahnen sogar einen Grafen Orlié zählte. Sie war von jeher hoch geachtet und geehrt. Auch in Regierungskreisen war die Familie wohlbeschrieben und angesehen, da verschiedene männliche Familienangehörige schon vor vielen Jahren als höhere Offiziere in der französischen Armee dienten; auch verdiente Geistliche gingen aus der Familie hervor.

Ein Familiengrab der Wachenheim befindet sich auf dem Friedhof zu Rheinau; zwölf Namen stehen bereits auf dem Grabstein, aber noch ist die Familie nicht am Aussterben.

Infolge ungünstiger Wasserverhältnisse, die fast unerwartet eintrafen und den Besitzern schwere Unkosten verursachten durch nötige Damm- und Deichbauten, die das Hochwasser

aber immer wieder zerstörte, geriet die Mühle mehr und mehr in finanzielle Schwierigkeiten. Aus diesem Grunde verliess die Familie Wachenheim zu Anfang der siebziger Jahre ihr schönes, trautes Heim, ihren langjährigen Stammsitz, und die Gemeinde Rheinau kam in den Besitz der Mühle, die sie an einen Fachmann weiter verpachtete, der den Betrieb, so gut es ging, noch einige Jahre weiter führte.

Die aussergewöhnlichen Hochwasserjahre von 1872—1882 wurden der Mühle vollends zum Verhängnis. Die Ueberschwemmungen wiederholten sich zu oft in diesem Jahrzehnt, und die Mühle hatte unter Material- und Flurschaden schwer zu leiden. Nicht selten waren die untern Mühlenräume auf lange hinaus nicht bewohnbar. Gar oft stockte der Betrieb infolge des Hochwassers, ein andermal litt sie wieder an Wassermangel, was für den Müller ebenso peinlich war wie für seine Kunden, wenn längere Zeit nicht gemahlen werden konnte.

Eines der schrecklichsten Hochwasserjahre war das Jahr 1876. Anfangs Juni, wo alle Kulturen im schönsten Flor standen, brach oberhalb des Dorfes Schönau der Rheindamm auf eine grosse Strecke weit, die ganze Riedgegend bis an die Landstrasse samt vielen Ortschaften wurde ganz überschwemmt, und während einiger Tage war von Sundhausen oder von der Rheinstrasse aus die Mühle nur mit dem Kahn auf dem Wasserwege zu erreichen.

Von dieser Zeit an war es mit der Herrlichkeit der Mühle vorüber, die Unkosten wurden immer grösser, der Kundenkreis infolge der Kon-

kurrenz dagegen immer kleiner, und die Mühle befand sich in einer schwierigen Lage.

Zum Schlusse zerstörte ganz unerwartet ein gewaltiger Brand die einst so stolze Mühle. Die Ueberreste wurden auf Abbruch versteigert, und alles wurde vor ca. 40 Jahren dem Erdboden gleich gemacht. Suchst du noch die Mühle, du findest sie nicht mehr!

Von der Wasserbauverwaltung, die sich nach dem Abbruch der Ueberreste der Mühle den Boden angeeignet hatte, wurde im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts der Mühlbach eingeebnet und längs über das ganze Mühlgut ein mächtiger Damm zum Schutze gegen Hochwasser gebaut.

Die ganze Stätte hat sich dadurch so sehr verändert, dass die ältesten Riedbewohner heute kaum noch die Stelle zu erkennen vermögen, wo einst die stolze Rheinauermühle stand. Der ganze Komplex ist jetzt üppiges Wiesenland, und nur einige Narzissen zeigen alljährlich noch die Stätte von Riedmüllers einstigem Blumengarten.

Ein einfaches Steinkreuz nur mit dem Bilde des Heilandes, das die Vorfahren der Wachenheim schon vor vielen Jahren (1755) am Rhein-

damm errichten liessen, zeigt noch die Stelle der einstigen stolzen Riedmühle.

Eine alte, noch unveröffentlichte Bleistiftzeichnung aus Familienbesitz von der Hand eines unbekanntenen Volkskünstlers mag meine Ausführungen ergänzen. Sie hat dokumentarischen Wert und gibt eine anschauliche Darstellung von der Weitläufigkeit der stattlichen Anlage. Diese wird beherrscht von dem stolzen Fachwerkbau der eigentlichen Mühle mit der mächtigen Haube des gotischen Daches, deren Luken auf wohlgelüftete Kornspeicher deuten. Darum scharen sich die übrigen Wirtschaftsgebäude wie Küchlein um die Gluckhenne. Ueber dem Mühlbache sehen wir die Hanfreibe und den späteren Dreschmaschinenschuppen. Dahinter wiegt sich auf den hellgrünen Wasser des Rheinarmes ein derber Weidling. Das bescheidene Bildden ruft längstvergesene Erinnerungen wach. Wir glauben das Rauschen des Kamrades zu hören und träumen mit dem Dichter:

So stehst du, o Mühle der Väter,
Mir treu und fest in dem Sinn
Und bist von der Erde verschwunden,
Der Pflug geht über dich hin.

Lothringer Seen

Von P. Jacquemoth

Am Weiher von Gondrexange

Plätschernd schlagen ans Ufer die Wogen,
Klagen ihr traurig eintönig Lied.
Trübe der Himmel, wolkenumzogen;
Flüchtend verbirgt sich die Ente im Ried.

Weit liegt die Fläche, waldgrün umsäumt.
Fern eines Wildvogels Schrei verhallt.
Ist dies der Ort, den so lang ich erträumet?
Zu dem mich Sehnsucht trieb mit Gewalt?

Was ich begeistert wollte besingen,
Hab ich unruhig mühsam in Verse gequält.
Heiterer sollte mein Sang wohl erklingen,
Hätte ich sonnigern Tag mir erwählt.

Doch ob dich golden umstrahlet die Sonne —
Oder ob Stürme umbrausen den Strand:
Immer doch atmetst du Heimat und Wonne,
Lothringer See, im Lothringer Land.

Am Mittersheimer See

Streichelnd
Fährt der Wind über Deich und Dämme,
Schmeichelnd
Küsst er die glitzernden Wellenkämme,
Spielt dann am Ufer in Blumen und Klee,
Trägt über Land einen Hauch vom See.

Fauchend
Poltert der Zug auf dem Schienenstrang,
Rauchend
Zieht eine Fahne er, schwarz und lang.
Drüben ein grasendes Reh stutzt und lauscht,
Was hier so fremd durch den Waldfrieden rauscht.

Säumend
Zögert mein Fuss am Uferstrand.
Träumend
Gleitet der Blick über See und Land.
Glückfrohes Lächeln umspielt meinen Mund:
Heimat — heut ward mir dein Zauber kund.



Rimbach-Zell

Das Rimbachtal bei Sulz

Von Paul Stintzi

Unweit des alten Bischofsstädtchens Sulz öffnet sich bei Jungholz ein kleines Tal, das vom grossen Verkehr der benachbarten Täler der Thur und Lauch unberührt geblieben ist und gerade darum einen eigenartigen Reiz bewahrt hat. Von einem Bahnprojekt war vor ungefähr zwanzig Jahren die Rede; die Linie sollte in Sulz von jener nach Lautenbach abzweigen und besonders der Textil- und Eisenindustrie in Jungholz sowie den Steinbrüchen hinter Rimbach-Zell zugute kommen. Der Plan blieb unausgeführt, und auch der Autobus-Verkehr, der vor einigen Jahren bis nach Rimbach in den Talgrund geführt wurde, ist heute von Jungholz ab eingestellt. So empfindet der Wanderer die Schönheit des Tälchens in ihrem vollen Gehalt.

Am östlichen Hang des Belchens entquillt dem Boden der Runz, der bald durch die vielen Wasserlein von rechts und links zu einem Bach wird, zum Rimbach, der dem Tal den Namen gegeben hat. Sein Rauschen bricht sich an den felsigen Wänden der Enge, durch die das Strässlein bei den Steinbrüchen dem Talgrund zustrebt. Jauchzend stürzt er sich über die Blöcke, jagt silberhell durch die Matten, Forellen huschen durch das Wasser, der echte Bergbach ist's, besonders in den Tagen der Schneeschmelze, wenn auf den Auen bunten Farben der Frühling seinen Teppich breitet, golden die Dotterblume, violett das Wiesenschaumkraut und schwefelgelb die Primel.

«Die Rimbach» heisst der Bach in einem Dokument des 14. Jahrhunderts, Alten- und Krumbach nennt ihn der wenig poetische Volksmund in seinem untern Lauf. Sägmühlen muss er treiben und in Jungholz und Sulz als Fabrikkanal dienen, bis er im Rohrbach bei Sulz aufgeht und seine Wasser bei Ungersheim der Wunach (Wünheimerbach) und durch ihn der Lauch zuführt.

Jungholz liegt dort, wo er dem Tal der Ebene zuströmt. Die Industrie beherrscht heute völlig das Ortsbild, leider auch mit allen ihren Schattenseiten. Früher war das Dorf besonders als Siedlung der Israeliten bekannt; sie bewohnten den Teil, der österreichisches Lehen war oder zu Rimbach gehörte, jenseits des trennenden Baches. Eine Synagoge und eine Talmudschule besaßen sie hier, und seit 1655 durften sie im «Thiergarten» unter dem Schloss derer von Schauenburg ihre Toten bestatten. Davon zeugt noch mancher ostwärts gerichtete Stein. Die Burg sass auf einem den Taleingang beherrschenden Hügel, der durch einen Steinbruch teilweise abgetragen wurde. Zu Beginn des 12. Jahrhunderts war es erbaut worden, vom Bistum Strassburg hing es ab, stand es doch auf Sulzer Bann im Obermundat. Die Lehensträger vergrösserten diesen noch um jenen von Rimbach, Waldbesitz war es zumeist, der sich bis weit ins Gebirg hinzog. Die Herren von Jungholz hatten die Burg zu Lehen, und als das Geschlecht um 1350 erlosch, kam sie



Rimbach

Oberelsass

an die Landsberger und später an die Herren von Ratolsdorf. Und abermals wechselte das wohl bewehrte Schloss seinen Besitzer; 1421 belehnte der Strassburger Bischof mit Burg und Dorf Jungholz und Rimbach die Waldner, deren Stammschloss nicht allzufern auf dem Sattel zwischen Belchen und Molkenrain trotzte, die Neuenstein und Huse, die Kappler und Zu Rhein. Später ging die Burg über an Wersick Bock von Stauffenberg und durch diese Familie an die von Schauenburg, die sie nun bis zur Revolution hielten. Damals wurde sie zerstört, die Herren wanderten aus. Einer ihrer Verwalter, Franz Erhard Fleckhammer hatte zu Beginn des 18. Jahrhunderts in dem Dorf Jungholz eine Hammer-schmiede eingerichtet, die später zur Maschinenfabrik wurde.

Lange war die Ortschaft eine Filiale von Sulz in Gemeindeverwaltung und Pfarrei; erst vor etwas mehr als fünfzig Jahren wurde sie selbstständig. Die nahe Wallfahrtskirche Thierenbach, die früher mit einem kleinen Cluniazenserpriorat verbunden gewesen und nach fast zweihundertjährigem Warten vor einigen Monaten einen Barockturm erhalten, wurde nun Pfarrkirche von Jungholz. Sie ist alljährlich das Ziel unzähliger Pilger aus allen Gegenden des Oberelsasses, wohl die bedeutendste Wallfahrt weit und breit, und bietet auch dem Kunstfreund durch ihre Martin von Feuerstein-Fresken, ihren Klem-Hochaltar, ihre spätgotische, herrlich geschnitzte Pieta manche Ueberraschung.

Doch wandern wir nun bachaufwärts. Rechts rauschen die Wälder am Berghang, der das Tal der Lauch von unserm trennt. Ein breiter Weg

führt hinüber, bietet manchen Blick in den Talgrund, durch den der Bach schimmernd im Sonnenglanz sich windet, hinaus auf die Ebene, über das Hügelland des Sundgaues, über dem der Jura blaut und bei klarer Sicht die Glarner und Berner Alpen leuchten. Auf dem Pass zwischen beiden Tälern hat frommer Sinn ein Kreuzbild errichtet, und dahinter ragt noch aus dem Boden das alte Bildstöckle, das dem Sattel den Namen gegeben hat.

Unser Strässlein steigt an. Links grünen die Matten, von Blümlein durchwirkt. Oben auf dem Bergvorsprung das Genesungsheim St. Anna, entstanden aus einer Klause, die nach mannigfachem Schicksal zu einem vor dem Krieg bekannten Kurhaus wurde. Die Kapelle ist eine kleine Wallfahrt, die auch von vielen Thierenbacher Pilgern aufgesucht wird. Ein sonniges, ruhiges Plätzlein ist St. Anna, weit übers Land geht der Blick von jener Höhe, und oft, wenn der Nebel über der Ebene feuchtkalt lastet, leuchtet die Sonne hier oben in ihrer ganzen Pracht und wohlthuenden Wärme.

Nahe an unser Strässlein tritt ein steiler, hoher Hügel. «Schlossbuckel» heisst er im Volk, einige Ruinenreste, auch Gräben, teilweise in den Felsen gehauen, sollen von einem Schloss herrühren. Gross war es sicher nicht, seinen Namen nennt kein Dokument. Und doch beherrscht der steil abfallende Hügel so ausgezeichnet Tal und Weg, dass er dem strategischen Blick des Mittelalters kaum entgangen sein dürfte. Nicht geheuer soll es hier auf den Matten sein; von einem feurigen Mann weiss das Volk zu erzählen, der schon manchen späten Wanderer erschreckt haben soll.



Thierenbach

Oberelsass

Viel schöner ist aber jene liebliche Sage, die Carl Braun in seinem «Bölchenglökkchen» besungen, die Sage von der kleinen Quellenkönigin. Zwei Kinder aus Rimbach-Zell suchten Erdbeeren im nahen Wald. Es ging schon gegen Abend, singend zogen sie durch den Forst und nahmen den Heimweg. Da sahen sie einen gar prächtigen Schmetterling von Blatt zu Blatt sich wiegen. Sie folgten ihm und kamen auf eine kleine, von den letzten Sonnenstrahlen beleuchtete Lichtung. Plötzlich standen sie still und betrachteten unverwandt ein gar schönes Bild. Auf dem Spiegel einer Quelle sahen sie ein goldenes, wie ein Kahn geformtes Blatt. Darinnen sass eine Königin mit Szepter und Krone, doch war sie so klein, dass man sie kaum sehen konnte. Um die Quelle aber standen zierliche Häuslein, und überall auf der Blumenau, die sich darum ausbreitete, funkelte es von lauter Gold. Vor Verwunderung stiessen die Kinder einen Freudenschrei aus, aber, o weh! Verschwunden waren Königin und Häuslein, Nachen und Gold. . .

Links über uns am Berg liegt Rimbach-Zell. Reizend der Blick. Am schönsten wohl, wenn der Frühling seine Vorboten schickt und auf den Matten um das Dorf alles goldet von Firstblumen. «Märzenblumen» heisst sie das Volk, in Sträussen gebunden bringt man sie auf den Markt; in hellen Scharen ziehen auch die Städter an warmen Sonntagen aus, um sie als des Frühlings ersten Gruss heimzutragen. Vandalismus, der auch diese Blume auszurotten droht, hat das Einschreiten der Gemeindebehörde nötig gemacht. Wenn die Märzenblumen verblüht, dann zieht der Lenz ins Land, steigt auch das Tal

hinan und webt sein schimmernd Brautgewand am Hang von Rimbach-Zell. Dann leuchtet es um das Dorf vor lauter Blust und Blütenschnee. Ein steiler Weg bringt uns zur hoch liegenden Kirche, die den Apostelfürsten geweiht ist. Schon im 9. Jahrhundert wird hier eine «cella» erwähnt, die «capella que cella S. Petri dicitur», eine dem hl. Petrus anempfohlene Kapelle. St. Pirmin aus dem jenseits des Bergzuges gelegenen Murbach soll sie errichtet haben. Den Namen des Peternit, des bekannten Sattels zwischen dem Rimbachtal und jenem der Lauch, über den der Belchenweg führt, bringt die Forschung in Verbindung mit der St. Peterskapelle («St. Peter nin geht»). Bis ins ausgehende 18. Jahrhundert bildete Rimbach-Zell mit Sulz eine Pfarrei, bis zum Jahre 1850 umfasste sie auch Rimbach. Die Kirche bewahrt in der Darstellung eines Fensters die Erinnerung an die schweren Kriegstage, die für das Dorf die Räumung brachten. Nicht zu weit war's bis zur heiss umstrittenen Front, zu den beiden Sudel; stark ausgebaute Unterstände sieht man noch hier und dort am Holzwasen. Dort frass ein gewaltiger Brand vor einigen Jahren den Wald und bedrohte die Ortschaft, sodass man bereits an die Räumung dachte. Im Augenblick höchster Not blieb sie verschont; seitdem wird das Fest der hl. Agatha, der Patronin in Feuersgefahr, feierlich begangen.

Das Dorf gehörte zur bischöflichen Vogtei Sulz; die Dorfgerichtsbarkeit übte in des Bischofs Namen ein Beamter aus, dem zwei Schöffen und vier Sulzer Ratsherren zur Seite standen. Die Sulzer Johanniter hatten hier Rebbesitz, an den sonnigen Halden wuchs wohl kein schlechter

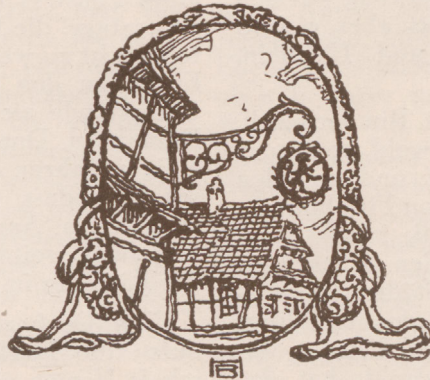
Tropfen, wie ja auch heute noch der Jungholzer Wein nicht zu verachten ist. Die Waldner kauften 1769 das Dorf, behielten es bis zum Umsturz (1789).

Steiler wird nun die Strasse. Näher treten die Berge zusammen, neben uns rauscht und tost der Bach. Ein Steinbruch, breit und hoch, hat den Berghang uns zur Rechten aufgerissen. Angeklebt über dem Abgrund schweben die Arbeiter, über ihnen drohend die Felsen. Der Rimbach-Zeller Steinbruch ist in der Gegend weitbekannt, seine Ausbeute findet bei Strassenbauten Verwendung. Lastwagen bringen sie rasselnd und poltern in die Ebene; eine Seilbahn trägt die schwere Last über den Bergzug hinüber ins Tal der Lauch, quer durch und über den Wald, nach dem Heissenstein und der Bahnlinie Lautenbach-Bollweiler.

Der brausende Bach ist unser Begleiter, bis wir in Rimbach einbiegen. Im Talgrund liegt das Dorf, rings von den Bergen umschlossen, friedlich im Grün der Matten. Die Melkerhütte vom Sudel schaut in seine Hauptgasse, und über allem baut der Belchen stolz sich auf. Rimbach umfasste früher die zerstreuten Häuser längs des Baches, das heutige Rimbach und einen Teil von Jungholz, dazwischen industrielle Unternehmen. Erst 1789 wurden die Häuser von Jungholz mit dieser Ortschaft vereinigt, indessen Rimbach im Talende gebildet wurde. Anfangs war es eine Siedlung von Holzhauern und Köhlern, die in ärmlichen Verhältnissen lebten. Im Bann Rimbach waren die Deutschherren von Gebweiler und Stift Marbach begütert. Der Weltkrieg verheerte schwer die Gegend, und Rimbach war beim Waffenstillstand eine furchtbare Trümmerstätte. Aus den Ruinen ist das stille Dorf wieder erstanden, in seiner Mitte die gotische Kirche

mit ihrem Westminster-Schlagwerk, das man bis weit hinauf «in den Berg» hört. Eine freundliche Kirche, die drei wertvolle Kunstwerke in glücklicher Renovierung birgt: eine alte Statue des hl. Blasius, eine spätgotische Madonna und endlich eine Liebfrauenstatue aus der elsässischen Frühgotik, eine ausgezeichnete Arbeit, die früher in einer Feldkapelle bei der Melkerei Dieffenbach aufgestellt war. Der Glasindustrie, die sich unter dem Einfluss von Lützel und Murbach im Oberelsass verbreitete, verdankten die Weiler Dieffenbach und Glashütte im Talabschluss ihr Entstehen. Schweizer Glaser hatten sich hier niedergelassen, Köhlerfamilien siedelten sich später noch an. Eine Antoniuskapelle wurde bei der Glashütte anno 1671 erbaut. Als die Glasindustrie einging, wanderten die Glaser aus, die Glashütte wurde in zwei Melkereien umgewandelt und von der Stadt Sulz in Lehen gegeben. Da der Weg von Sulz, der Pfarrkirche, zu weit war, so versahen oft die Sulzer Kapuziner, die Mönche von Murbach oder der Pfarrer von Goldbach die Seelsorge im obern Tal des Rimbachs. Als Dieffenbach vor ungefähr 100 Jahren der Schlupfwinkel lichtscheuer Gesellen geworden, liess Sulz die Häuser räumen. Heute ist Dieffenbach ein zum Sudel gehöriger Hof, und die Glashütte, nach dem Krieg neu erbaut, ist den Belchenwanderern als geräumige Melkerei nicht unbekannt.

Von Rimbach führt mancher Pfad bergwärts. Hier zum Sudel, dessen Baumstümpfe noch immer klagend in den Himmel stechen, dort zum Münsteräckerle und hinüber nach dem einzuschönen Murbach oder weiter bergan, hinauf zum Ebeneck und zum Belchen. Aber immer erfreut uns der Tiefblick auf Rimbach und auf sein stilles, reizvolles Tal.



Ein elsässischer Bauer als Historiker

AUGUST KOCHER

Von Dr. L. Pflieger



August Kocher

Der edle Johann Friedrich Böhmer, der Begründer der mittelalterlichen deutschen Kaisergeschichte, der nach Johannes Janssen zu seiner berühmten Geschichte des deutschen Volkes angeregt hat, schrieb einmal einem Freunde: «Allerdings gibt es eine adelige Wissenschaft im edelsten Sinne des Wortes, und das ist die Vaterlandsgeschichte. Könnte ich doch allen denen, die durch die Gunst des Schicksals von der Sorge um das tägliche Bedürfnis befreit sind, es zuzurufen, dass sie ihre Musse der Gesamtheit schulden, dass es unwürdig ist, sie in Müßiggang zu verzehren, dass aber zu den würdigsten Aufgaben auch die gehört, Erforscher der Wahrheit zu sein, Erkenner der Vergangenheit, Verkünder ihrer Mahnung an die Gegenwart.» Fürwahr, ein schönes Lebens- und Arbeitsprogramm! Dass es im Elsass von einer beträchtlichen Zahl von Männern der verschiedensten Berufe, auch wenn ihnen die fachmässige Ausbildung des Historikers fehlte, verwirklicht wurde, ist eine erfreuliche Feststellung. Dorfpfarrer beider Konfessionen, Lehrer, Notare, Aerzte haben durch Abfassung von Dorf-, Pfarrei- und Klostergeschich-

ten, durch Beiträge zur Volkskunde und Kulturgeschichte, durch archäologische Arbeiten, oft mit vieler Mühe und unter Aufwendung beträchtlicher Kosten, wertvolle Bausteine, wenn auch nicht immer kunstvoll behauene, aber doch sehr zweckdienliches Baumaterial, zum Ausbau unserer engeren Landes- und Territorialgeschichte zusammengetragen. Aber sie gehörten immerhin gebildeten Berufsständen an, verfügten über eine Menge für geschichtliche Forschungen unerlässlichen Wissens, konnten Latein oder Französisch, um die alten Urkunden deuten zu können, waren auch, um mit Böhmer zu reden, «von der Sorge um das tägliche Bedürfnis» befreit.

Um so höher müssen wir es einem schlichten elsässischen Bauersmann, auf den die eben angedeuteten Voraussetzungen nicht zutrafen, der zudem in mühsamer Arbeit der Scholle sein tägliches Brot abringen musste, anrechnen, den Weg zur elsässischen Geschichte eingeschlagen zu haben und mit einem in Anbetracht der erschwerten Arbeitsbedingungen bemerkenswerten Erfolg. Es wäre undankbar, wenn wir in dieser Zeitschrift, die schon so manchen Historiker der Heimat gewürdigt und sein Andenken späteren Geschlechtern aufbewahrt hat, nicht auch den Namen des bescheidenen Mannes, für den seine Standesgenossen vielleicht nur spöttisches Mitleid hatten, zu verdienster Ehre brächten. Den Bücher schreibenden Bauer konnten sie schwer verdauen; seit wann gab's denn so etwas? Allerdings, bäuerliche Historiker sind weisse Raben, sie begegnen einem nicht häufig.

August Kocher verbrachte sein ganzes Leben in Herlisheim an der Zorn. Ein helles, grosses, luftiges Bauerndorf, das schon im achten Jahrhundert erwähnt wird. Seit 1542 gehörte es zur Grafschaft Hanau-Lichtenberg. Vielleicht hat die lange Geschichte des Ortes den Sinn Kochers für die Vergangenheit der Heimat und ihrer Umgebung geweckt. Kocher hat nur die Elementarschule seines Dorfes besucht. Er ist, dem Zwang der Umstände gehorchend, Bauer geworden, der mit aller Liebe an der Scholle hing, die ihm den Lebensunterhalt gewährte. In der freien Zeit, an Sonntagen, an den langen Winterabenden las und studierte er Bücher über die elsässische Geschichte und vertiefte sich im Lauf der Jahre in die Vergangenheit seiner Heimat und der ganzen Umgegend. Nachdem einmal seine Neugierde rege geworden war, wollte er mehr wissen, als ihm die gedruckten Bücher an Erkenntnissen

vermittelten. Zunächst erschlossen ihm die vergilbten Schriften und Registerbände des Gemeinde- und Pfarrarchivs ihre Geheimnisse. Aber er sah, dass er noch weiter forschen müsse, und so führte ihn der Drang nach vertiefterem Wissen in die grossen, staatlichen Archive. Wie oft sah ich ihn um die Jahre 1906 bis 1911 in den hellen Räumen des Strassburger Bezirksarchivs über Aktenfaszikeln gebückt sitzen. Neben ihm auf dem Boden stand ein geschlossenes Handkörbchen, das sein Mittagessen barg. Freilich sah er die Lücken seines Wissens ein, aber der bescheidene Mann fand in den Beamten des Archivs und in anderen Persönlichkeiten hilfsbereite Mitarbeiter, die ihm über Schwierigkeiten hinweghalfen und ihm bereitwillig Aufklärung gaben.

Im Jahre 1907 wagte er sich mit einer ersten Schrift, dem Erzeugnis gewaltigen Fleisses und grosser Entsagung, an die Oeffentlichkeit:

Eine geschichtliche Studie. Die Aemter Offendorf und Bischweiler und die drei Dörfer Kaltenhausen, Schirrhein und Schirrhofen. (Strassburg 1907). Das Vorwort zu diesem Buche ist für die Bescheidenheit, mit der er seine Unzulänglichkeit anerkennt, bezeichnend, ebenso für seine Liebe zur Heimat. Hören wir seine Worte: «Der Inhalt des vorliegenden Büchleins ist mit möglichster Umsicht und Sorgfalt zusammengestellt und soll den Bewohnern dieser Ortschaften als Belehrung und Erbauung dienen. Zugleich erblicken sie in diesem Buche dasjenige, was ihnen lieb und teuer ist, die engere Heimat, das Leben und Treiben, die Freuden und Leiden derjenigen, die unsere Voreltern gewesen und deren Kinder und Erben wir von Geschlecht zu Geschlecht geworden sind. Eine Einbusse musste das Buch dadurch erleiden, dass ich der fremden Sprachen nicht mächtig bin, nur von 8 bis 14 Jahren die Dorfschule besucht habe und neben meinen ländlichen Beschäftigungen noch vielfach mit Tagelöhnerarbeiten in Anspruch genommen bin.» Alle Achtung vor diesem Manne, der im Schweisse seines Angesichts sich um das tägliche Brot abmüht und dabei die geistige Spannkraft besitzt für Forschungen, die bei dem Mangel an Vorbildung für ihn doppelt und dreifach mühsam waren. Dabei musste er die beträchtlichen Drucklegungskosten noch selber bestreiten, nur bei einem einzigen späteren Buch ist er von einer Gemeinde unterstützt worden. Seine Schriften musste er selbst an den Mann bringen.

Selbstverständlich darf man an eine Publikation aus der Feder eines bäuerlichen Schriftstellers nicht den kritischen Masstab anlegen wie an ein Geistesprodukt eines Fachwissenschaftlers. Kocher schreibt auch nicht für ein gelehrtes Publikum, sondern für die Dorfbewohner, um

sie mit der Vergangenheit ihrer Dörfer bekannt zu machen und ihr Heimatsgefühl zu stärken. Darum legt er auch auf alles Gewicht, was den Mann aus dem Volke interessiert, auf Dinge, über welche der gelehrte Fachhistoriker gewöhnlich hinweggeht, weil sie ihm zu unbedeutend erscheinen. Aber gerade deshalb finden Lokalgeschichten, die von Zunftgelehrten verfasst sind, meist wenig Teilnahme bei einfachen Leuten, sowenig wie eine gelehrte Predigt in der Dorfkirche die Herzen der Zuhörer erwärmt. Der Bauer Kocher erzählt, wie die Dorfbänne entstanden, berichtet von Ueberschwemmungen, von Abgaben und Steuern, von guten und schlechten Jahren, von Viehpreisen, Jagden, Gerichtsordnungen, Brücken und Stegen, Strassen und Wegen, von Kriegen und Bränden. Dabei vergisst er die territoriale Geschichte nicht, die Herrschaften und ihre Verwaltungen, und geht sorgfältig ein auch auf die religiösen Verhältnisse. Dass dabei mancher Irrtum mit unterläuft, wer will es dem Verfasser verargen?

Nun folgen sich die Publikationen in raschem Laufe, das Jahr 1908 bringt die «Kurze Herlisheimer Chronik, enthaltend in drei Teilen geschichtliche Notizen über Dorf, Kirche und Familien», wozu die Archive von Strassburg, Hagenau, Darmstadt, Karlsruhe die Materialien lieferten. Von besonderem Interesse ist die Familiengeschichte. In demselben Jahr 1908 liess Kocher die «Urkundliche Geschichte des bischöflichen Amtes Wanzenu» erscheinen. Zwei Jahre später veröffentlichte er die «Geschichte der Gemeinde Offendorf und der zum Teil im Banngelegenen ehemaligen Dörfer Neukirch und Gugelingen sowie des Pfeilhofs», eine gründliche Geschichte des Ortes und seiner Pfarrei. Allmählich erweitert sich der Gesichtskreis des Lokalhistorikers; er zieht die weitere Umgebung in den Bereich seiner Forschung. Im Jahre 1911 liess er eine Arbeit erscheinen über «Das Amt Brumath und die drei Landvogteidörfer Bernolsheim, Kriegsheim und Rottelsheim». Darin behandelt er die Geschichte der Stadt und Pfarrei Brumath, von Stephansfeld, Bietlenheim, Eckwersheim, Gudertheim, Gries, Hördt, Krautweiler, Kurzenhausen, Mittelhausen, Waltenheim, Weitbruch, nebst den im Titel genannten Reichsdörfern. Ebenfalls 1911 erschien das Buch «Das Uffriedt. Eine geschichtliche Beschreibung sämtlicher Ortschaften zwischen Drusenheim und Selz». Was dem Verfasser merkwürdig erschien, hat er hier aus alten Akten und Urkunden zusammengetragen. Auch die abgegangenen Ortschaften sind berücksichtigt. Wir finden in dem Buch ge-

schichtliche Notizen über Drusenheim, Roggenheim, Auenheim, Dalhunden, Forstfeld, Kaufenheim, Röschwoog, Runzenheim, Sesenheim, Stattmatten, Fortlouis, Suffelnheim, Beinheim, Leutenheim, Neuhäusel, Selz und Kesseldorf.

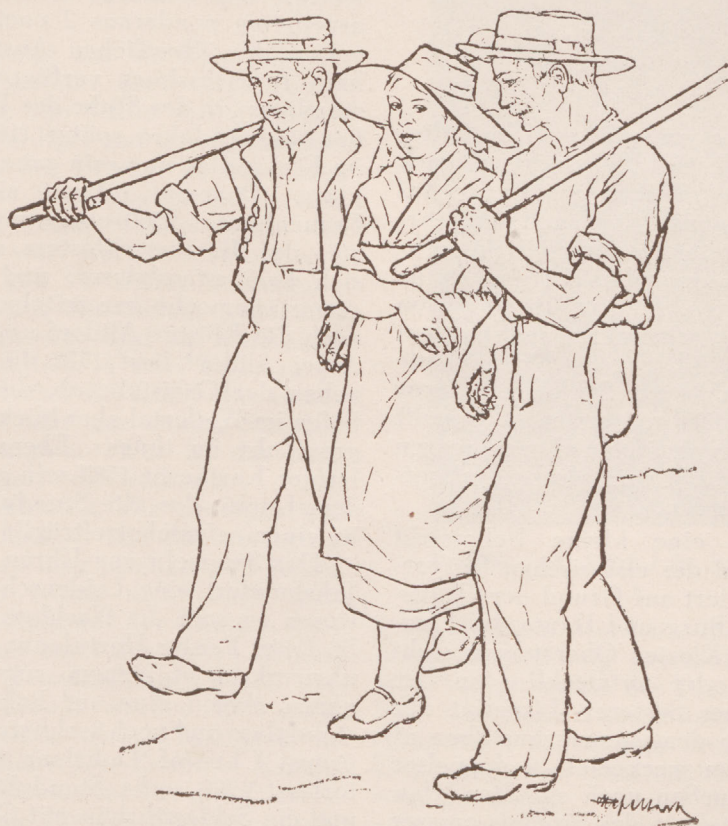
Im folgenden Jahre, 1912, überraschte der unermüdliche Verfasser seine zahlreichen Freunde mit einer Studie über «Die Ortschaften um Strassburg und das Amt Wolfisheim». Zur Behandlung kommen die Dörfer Vendenheim, Lampertheim, Mundolsheim, Nieder-, Mittel- und Oberhausbergen, Eckbolsheim, Oberschöffolsheim, Achenheim, Breuschwickersheim, Kolbsheim, Lingolsheim, Ostwald, Wolfisheim und Hangenbieten.

Alle diese Schriften sind reich mit passenden Illustrationen und alten Kartenskizzen versehen. Für alte Karten hatte Kocher eine besondere Vorliebe; er hat mit seinen bescheidenen Mitteln

eine reichhaltige Sammlung zusammengebracht.

Nach dem Kriege ist er mit grösseren Arbeiten nicht mehr an die Öffentlichkeit getreten. Dafür hat er in Tagesblättern, wie in dem «Elsässer», oft kleinere Aufsätze lokal- und kulturgeschichtlichen Charakters erscheinen lassen.

Am 26. März 1933 ist Kocher im Alter von 62 Jahren an den Folgen eines Gehirnschlages verschieden. Ein Nachruf im «Elsässer» schildert ihn als «eine kernige, echte Bauerngestalt, mit verwitterten Zügen und schwielen Händen, mit jenem stets freundlichen, etwas verschmitzten Lächeln in den Augen, fleissig in seinem Bauernberuf, bescheiden und einfach im äusseren Auftreten». Er war ein treuer Sohn des Elsasses, ein unermüdlicher Erforscher seiner Vergangenheit. Die elsässische Historiographie zählt in diesem wackeren Bauernmann einen ihrer uneigennützigsten Vertreter.



L. Hesselbarth

Elsässer Bauern

Die Stund bringts End

Kulturhistorische Studie über Uhren und Uhrensprüche

Von Alfred Pfleger

(Schluss)

Bislang war nur von öffentlichen Uhren die Rede. Wie war es mit der Zeitrechnung im privaten Leben bestellt? Im bessern Bürgerhaus der Städte war wohl immer eine Sanduhr als Stundenglas anzutreffen. Es gab viertel, halbe, ganze, doppelte, selbst vierfache Stundengläser. Aus dem 15. Jahrhundert wissen wir allerdings nicht eben viel, da kaum Verzeichnisse des Hausrats der ältern Zeit auf uns gekommen sind. Doch finden wir in einem der wenigen erhaltenen Inventare aus dem Jahr 1499 unter der fahrenden Habe Ludwigs von Odratzheim, des Stiftsdekans von Alt-St. Peter in Strassburg, auch «ein stundglas» erwähnt. Ein altstrassburger Gedicht vom Hausrat um 1500 rechnet zu den in ein Haus gehörenden Gegenständen

Ein Urley, Compass vnd och ein Stunglass,
Vnd dar bey ouch eyn Astrolabium,
Der Sonnen zeychen syn zwölffe dar umb.

Dieser Anforderung an ein gut bestelltes Haus entspricht auch das Bild, das wir uns nach den jetzt zahlreicher erhaltenen notariellen Inventarakten machen können. Neben das altehrwürdige Stundenglas tritt das neumodische «Urley», die Räderuhr als Hausuhr. Oft sind beide in einem Hause vertreten. Ja, wir stossen schon auf Schlaguhren mit Weckerwerk und bei gut gestellten Leuten auf silberne und vergoldete Taschenuhren. Ein Nürnberger Schlosser namens Peter Henlein soll um 1500 die ersten hergestellt haben, die ihrer hochgewölbten Form wegen «Nürnberger Eier» genannt und alsobald allenthalben nachgeahmt wurden.

Nachstehend folge eine kleine Uebersicht über den Uhrenbestand des elsässischen Bürgerhauses im 16. Jahrhundert auf Grund der «Elsässischen Altertümer in Burg und Haus» des Pfarrers Ed. Ungerer. Im Kloster Obersteigen steht 1512 «ein weckerlin oder zytglecklin» in der grossen Stube. Johannes Sesterer, Lizentiat der Theologie, hat 1518 «in dem summerhus oben uf ein horologium mit eim weckerle» in doppelter Auflage sogar und daneben noch ein Stundglas. Auf Schloss Hohbarr steht in des Bischofs grosser Stube ein «urley» und in der Kammer ein «stundglass». Sonst besitzt keines der zahlreichen Gemächer einen Zeitmesser. Im Rüstammerhausrat wird 1605 «ein schanckh zu einer schlaguhren, un armaire pour ung hourlonge» aufgezählt, doch wird die eigentliche Uhr als abgängig gemeldet. In der Küsterei des Johanniterklosters

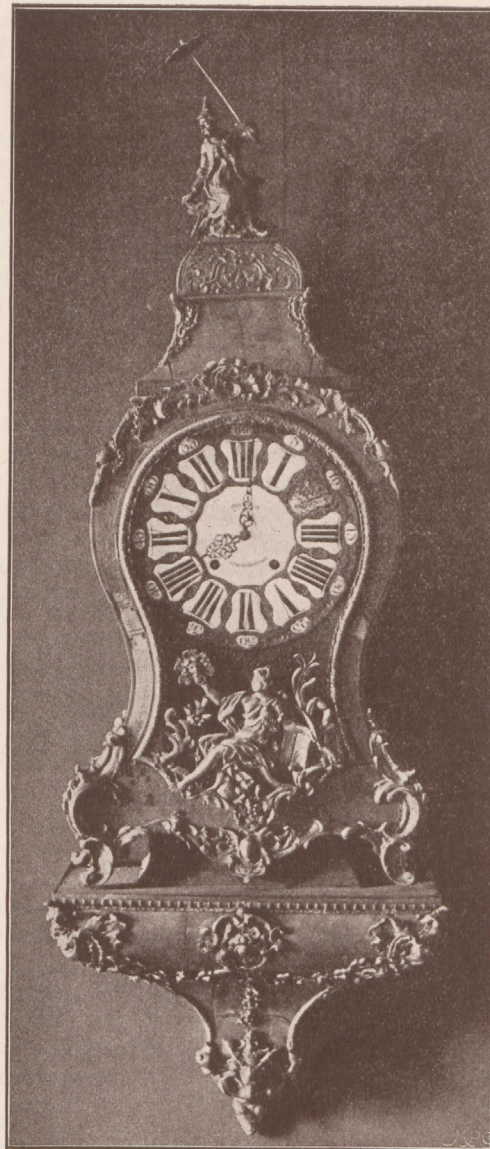
zum grünen Wörth in Strassburg erscheint 1525 «eine uhr mit zimbeln und zingwerck» als Zierat. Der Vikar und Konventherr am Predigerkloster Thomas Vasant besitzt 1528 nur eine Sanduhr. Ebenso eine Witfrau 1536 und ein Leistenschneider 1556. Das waren eben arme Schlucker, die sich den Luxus eines Urleys noch nicht leisten konnten!

Die erste goldene Taschenuhr erscheint im Schatz des Bischofs Wilhelm von Strassburg 1541 als «ein klein horologium mit einem gulldinen corpus». Im Inventar des Klosters zu Ittenweiler figuriert 1551 «in dem langen hausehr 1 alt schlaguhr», im Jahre 1609 steht sie noch am gleichen Platze. Der Reformator Martin Bucer hinterlässt eine silberne Taschenuhr, «horologium argenteum ponderans 2 oncias». Arm an Uhren waren die öffentlichen Anstalten. Das Waisenhaus in Strassburg verfügt 1557 nur über «ein stundglas» in der Stube des Waisenvaters; ebenso hat fünfzig Jahre später (1612) das Blotterhaus im Finkweiler nur «ein ganz und ein halb stundglas». Dagegen erfreut sich das Werk des Frauenhauses 1560 eines «urlins». In der Sakristei des Barfüsserklosters zu Rufach befinden sich zwei «stundgleser» und in der Kellerei ein «erins zimmerlin zur zeitglocken». Schliessen wir noch die Klöster Altdorf und Hugshofen an. Die Abtei Altdorf liest 1578 die Zeit auf einer Uhr neben der Gaststube ab, die Mönche von Hugshofen im Weilertal aber blicken 1599 stolz auf «ein gross uhr im thurn». Ebenso haben die Strassburger Kartäuser 1585 «ein gross schlaguhr unter dem Dach», das alte Stundglas ist abgesetzt und in einem «fusschemeltröglin» verstaut.

Das Sammeln von Uhren scheint schon im 16. Jahrhundert eine Leidenschaft der Kleriker gewesen zu sein. Im Nachlass des Dekans an Alt-St. Peter Paulus Hortulanus finden sich 1572 «ein uhrwerk samt seinem zugehård, drei sunnenuhren, davon eine auf holz gemacht, ein gross stundglass und noch sechs stundgläser». Der Dompropst Christof Ladislaus von Nellenburg hinterlässt 1590 sechs Stundgläser, eine Sonnenuhr und ein Schlagührlein mit Gehäuse und Gewicht, der Domherr Arnold von Manderscheid und Blankenheim im selben Jahr eine steinerne Sonnenuhr und vier eingefasste Stundengläser, der Uhrenmacher Isaak Habrecht zwei «urlin in schwarzem futer, ein rundt urlin, so die vierthel und gantze stunden schlecht und ein urlin, so allein zeucht». Die Studierstube des Ratherrn

Johannes Schenckbecher im Barrer Landhaus schmückten auch im Jahre 1590 «ein übergült schlagührlin samt dem weckerlin und zweyen futern und uf einem schäftlin ein papyrener sonnenwyser und noch ein sonnenuhrlin, auch ein schlaguhr samt der zugehörd». Mit dem Aufziehen seiner Zeitmesser hatte der uhrenfreudige Dreizehner wohl nicht so viel Arbeit wie Pfarrer Herber mit seinen 30 richtig ticken- und tackenden Kasten-, Wand- und Stutzuhren. Der Stiftsdekan an Jung-St. Peter begnügt sich 1597 mit sechs Stundengläsern, darunter vier «ane ein holz», der Stiftspropst Johann Hessler 1591 mit einem «vergult schlaguhrlin mit ein heütle», der Rechtsgelehrte Dr. Schütz mit einer «silberin ubergulthen uhren», während der bischöfliche Sekretarius Michael Schrammaeus 1615 «ein schlaguhr, ein vergult schlaguhrlein und ein vergult zeiguhrlein» hinterlässt. Der Kanonikus Exuperantius Langhaus vermacht seinen Erben 1595 «ein übergultes schlagührlin und ein ander uhrwerk», die Buchdruckerswitwe Margareta Rihel 1599 «sechs stundgläser und ein grüenes uhrenkensterlin».

Diese Uebersicht zeigt zur Genüge, dass im 16. Jahrhundert die Sanduhr noch nicht ausser Gebrauch gesetzt war. Sie fehlte selten in den Kirchen, wo sie der Prediger auf der Kanzel benützte, um die Dauer der Predigt zu bemessen. Geiler hatte stets das Stundenglas neben sich und predigte nie über eine Stunde. Wenn die Sanduhr ausgelaufen war, hörte er sofort auf. Im «Evangelibuch» gab er seiner Abneigung gegen das lange Predigen drastischen Ausdruck, indem er an seine Passionspredigt am Karfreitag anknüpft, die er absichtlich in zwei Teile zu je einer Stunde zerlegt hatte. Er tadelt die Geistlichen, die zwei, drei oder gar sieben Stunden über die Passion predigten. «Was ist das lang predigen, worzu ist es gut: die weiber s. . . . in die stuel, die mann schlafen, der prediger übt sich selber». Ebenda lässt er die Zuhörer sprechen: «Wir han nit gern lang predigen, vil lieber lang bratwürst». «Ich trinck nicht nach dem stundglass wie ein Prediger auf der Cantzel, ders oft schüttelt», sagt daher einer der vollen Rebenhänslein in Fischarts Trunkenlitanei. Nach der Buchweiler Kirchenchronik werden 1572 zwei Stundengläser angeschafft, «dem Pfarrherrn in der Kirche zu gebrauchen». Die Ersteiner Kirche besass 1651 zwei Sanduhren, eine für den Pfarrer auf der Kanzel und eine für den Sigristen, noch 1715 wird ebenda eine vierfache Sanduhr für den Kirchendienst angeschafft. In Enzheim schenkt 1661 Junker Philipp Leopold Zorn von Plobsheim dem Pfarrer «ein neues halb und gantz stundglass» auf die Kanzel. Nach einer Notiz des Berstetter Kirchenbuchs ist «Sonntag den 12. Julij 1682 das Stundglass auf der Cantzel zu-



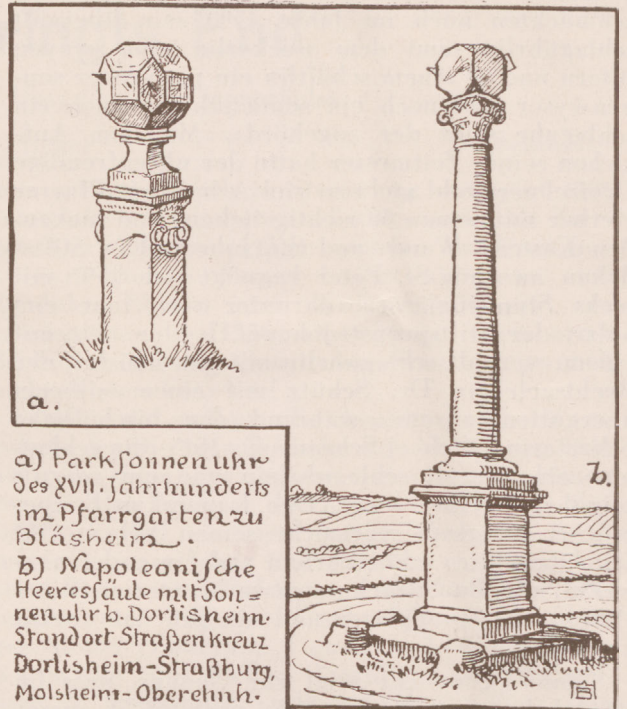
Pendule (18. Jahrh.) im Schloss zu Osthausen

erst gebraucht worden». Da wird auch die Gebrauchsanwendung geschildert. Beim Exordium der Predigt drehte der Pfarrer die Sanduhr um. War das erste Viertel ausgelaufen, begann das Hauptstück mit seinen drei Teilen, nach deren Erledigung das Stundenglas jeweils umgewandt werden musste, sodass das oft heissersehnte «Amen» mit dem letzten verrinnenden Sandkörnlein zusammen fiel. Ein scharfes Reskript der nassau-weilburgischen Regierung für die Grafschaft Saarwerden gebietet 1749 den zu lang predigenden Pfarrern, die Sanduhr sofort nach Betreten der Kanzel umzudrehen und nicht länger als 45 Minuten oben zu bleiben unter Strafe von zwei Gulden. Kam es doch vor, dass Pfarrer drei

bis vier Stunden lang predigten! Meier und Schöffen haben wohl aufzupassen und vierteljährlich die Strafgeelder vom Pfarrer einzuziehen. Eine gleiche Vorschrift wurde einige Jahre später im Lützelsteinischen Gebiet erlassen.

Es dauerte auch noch ziemlich lange, bis sich ein hochweiser Rat den Luxus einer Schlaguhr auf den städtischen Ratsstuben leistete. Der rinrende Sand regelte Anfang und Ende der Sitzungen. So heisst es in der Schlettstadter Ratsordnung von 1561: «Es seind zwo sanduhren geordnet worden, under welchen ein ein fierteil und die ander ein halbe stund haltet: und nachdem die rathsglockh, welche nit weniger denn ein gutte halbe stund söll gelitten werden, verleüet, so sollen dieselbigen sanduhren von stund an der stattschreiber oder sein substituten bey iren amtseiden mitteinander umbwenden und lauffen lassen. Und sobald das fierteil ussgeloffen, soll ein rhatsbott an der schellen, so darzu geordnet, damit es meniglich und besunder diejenigen, so winterszeit in der kleinen stuben und im summer etwan under der linden gang oder blatz steend oder sitzen, hören mögen, zehen züg oder streich nacheinanderthun.» Zuspätkommende zahlen 6 Strassburger Pfennige Strafe. Ebenso hatte die Ammerschweierer Gerichts- und Herrenstube 1558 ihr Stundenglas, um Schöffen und Stubengesellen an Pünktlichkeit zu gewöhnen. Als Symbol der Vergänglichkeit spielt das Stundenglas in der Ikonographie noch lange seine Rolle, sodass wir uns den Tod kaum mit einer Uhr statt eines Stundenglases vorstellen könnten. Manchmal steht über der Sanduhr die Mahnung «Betracht das End» oder «ich wart der stund», wie auf der kleinen silbernen Totenbahre im Schatz des Bischofs Erasmus (1508). Auf einer Renaissance-Grabplatte der Kirche von Eschau hält ein Genius die Sanduhr mit der Inschrift: «Memento mori! Hodie mihi, cras tibi!» Auf einem alten Totentanzbilde an der Mauer des Münsterkreuzganges mahnte der Engel mit dem Stundenglas: «O Mensch, merck gar eben — Es gilt die Seel und Leben». Ueber dem Turmportal des alten Schlosses der Grafen von Württemberg und Mümpelgart zu Reichenweier (1542) steht auf der Schriftrolle des zerstörten Wappens noch der schöne Zeitspruch, den wir als Ueberschrift unserer kleinen Studie gewählt haben: «Die Stund bringt end». Es war der Wahlspruch des Grafen Georg, den er in einem Kirchenlied des «New Gsangbüchle» (Zürich 1540) ausführlicher behandelt hat:

Die stund bringt's end,
behend
volgt bald der tod
mit not,
Fällt hin wie Laub,
Zergeht wie staub.



a) Parksonnenuhr
des XVII. Jahrhunderts
im Pfarrgarten zu
Bläsheim.
b) Napoleonische
Heeresäule mit Son-
nenuhr b. Dorlisheim.
Standort Strassenkreuz
Dorlisheim-Strassburg,
Molsheim-Oberelnh.

Der rechte Schildhalter des Wappens hält eine Sanduhr in der Hand, der linke trägt ein Mahlschloss am Mund. Denselben Spruch brachte Graf Georg auch über dem Portal des neuen Schlosses zu Horburg an. Davon liess sich 1598 wohl der Erbauer des Hofes an der Ecke der Mittelgasse anregen und übernahm das Stundenglas als Hofzeichen. Den gleichen Gedanken drückte die Türüberschrift des Schlosses in Lauterburg aus:

Die Zeit ist kurz und ungewiss,
Der letzten stund ja nicht vergiss.

Unsern Altvordern war es nicht genug damit, dass der Prediger sie an Tod und Sterben mahnte. Auf Schritt und Tritt wollten sie an das letzte Stündlein erinnert werden, damit ihr Leben eine Vorbereitung auf einen guten Tod sei. Das 15. Jahrhundert zumal hat das Todesmotiv in Kunst und Literatur zur vollen Entfaltung gebracht. Sebastian Brant prägte damals im vielgelesenen «Narrenschiff» die nachdenklichen Verse:

Wir wissen und ist uns wol kunt,
Dass uns gesetzt ist die stundt,
Und wissen nit wo, wenn und wie.
Der todt der liess nie keynen hye,
Wir sterben all und fliessen hyn
Dem wasser gleich zuer erden jn.

In seinen Carmina findet sich der Zeitspruch in zwei Sprachen:

Vitae summa brevis, vigili circumspice mente.
Signifera extremam denotat hora diem :
Kurtz ist die zyt, lug für dich guot,
Die stund ist uss, es naht der dott.

In den gleichen Bildern spricht der ernste Satiriker Thomas Murner. In der «Geuchmatt» steht das schöne Wort : «Die zyt flüsst als das wasser hin» und in der «Geistlich Badenfahrt» (1514) der Wahrspruch :

Drinck und iss, Gott nit vergiss,
Bewar dein ere, der Dott ist gewiss.

Im Banne dieser lebensabgewandten Zeitströmung nahmen die Erbauer der künstlichen Uhrwerke mit beweglichen Figuren in erster Linie den Tod auf. Ob er schon auf der ersten astronomischen Münsteruhr des 14. Jahrhunderts vertreten war, wissen wir nicht, da ausser dem krähenden Hahn keine Figur und kein Bild davon auf uns gekommen ist. Beim zweiten Werk des Isaak Habrecht von 1572 schlug er mit dem Knochen die Stunden.

Da kompt der Todt all viertelstund
Gegen eim jeden Alter her.
Den jagt der Heyland wider ferr,
Doch lasst den Todt all Stund Er schlagen,
Dass wir uns sein all Stund verwagen.

J. Fischart

Der Stolz der alten Strassburger auf ihre künstliche Uhr spricht sich auch in den Worten Conrad Dannhauers aus : «Unser Uhrwerk im Münster ist ein Kunststück, da die Cimbeln klingen, der Tod herfür tritt und schlägt, das stundglas sich selbst umbwendet, welches lobens- und verwunderns werth» (Hagiologium Festale 1677, 153). An dem heutigen, 1842 von J. B. Schwilgué umgebauten Werke schlägt der Tod die vollen Stunden weiter, während der Engel beim Schlagen der vier Viertel die Sanduhr umdreht. Des Nachts setzen alle Figuren ihre Bewegungen mit Ausnahme des Todes aus. Nur der Tod kennt keine Ruh : Tag und Nacht schlägt er den Menschen die Stunde. Strassburg hatte noch andere künstliche Uhren. Nach den Annalen des Barfüsserbruders Stauffenberg wurde 1510 am alten Münzhof an den Gewerbslauben der Landsknecht und der Tod aufgestellt, jener schlug mit dem Hammer die Viertel-, dieser mit dem Knochen die ganzen Stunden. Benfeld erhielt 1531 seine automatische Uhr am Rathaus, wo der Ritter die Stunden schlägt, der Tod die Sanduhr umstürzt und der Stubenhansel den Mund aufsperrt gerade wie der Strassburger Uhrenhansel am alten Haus der Glockengiesserei Edel, der heute die Hofgalerie des Elsässischen Museums schmückt und sich da gar wohl aufgehoben fühlt. Auch an der Rufacher Uhr mit dem volkstümlichen Lalli und dem stundenschlagenden Adam stand auf der Seite Evas hinter einer Blech-

scheibe die riesengrosse Maske des Todes, der sich bei jedem Stundenschlag zeigte.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts kamen die ersten Pendeluhren auf. Bald zieren sie die Salons und Boudoirs der schönen Damen des galanten Zeitalters, das nicht gern an den Tod gemahnt ist. Die ernstesten Zeitsprüche verwandeln sich in allegorische Figuren : der Vater Chronos, die schicksalspinnenden Parzen, die tanzenden Horen, die leichtgeschürzten Grazien krönen den Aufbau der zierlich gearbeiteten Stutz- und Tafeluhren. Mit der fortschreitenden Volksbildung des 18. und 19. Jahrhunderts feiert die alte Sitte, Uhren zu beschriften, ihre Auferstehung. Sie tritt an den Zimmeruhren auf, als Lesen und Schreiben Gemeingut des Volkes geworden war. Die Inschrift war gewöhnlich auf dem Zifferblatt oder gelegentlich auf der Innenseite des Uhrenglases oder auch am Kopf der Kastenuhr aufgemalt.

In Klöstern bevorzugte man noch die alten lateinischen Uhrensprüche. Der Dichter Mörike entdeckte einen davon bei seinem «Besuch in der Kartause» und schilderte das kleine Erlebnis in dem bekannten Gedichte in seiner herzwinnenden Weise :

Nächst alle dem zog eine altertümliche
Stutzuhr, die oben auf dem Schranke ging, mich
an,
Das Zifferblatt von grauem Zinn, vor welchem
sich
Das Pendelchen nur in allzu peinlicher Eile
schwang.
Und bei den Ziffern, gross genug, in schwarzer
Schrift
Las man das Wort : «Una ex illis ultima,
Derselben eine ist die letzt !»

Als ein Schläglein bei dem Pater Schaffner höflich angeklopft und ihn in grössern Schrecken als Gefahr gesetzt hatte, konnte er das unlieb- same Sprüchelchen nicht mehr sehen und versteckte die unschuldige Uhr im hintersten Winkel. Aber das leidige Stündlein kam endlich doch und ganz unangemeldet. Wie mir mein uhrenkundiger Vetter Lenz mitteilt, fand sich fast der gleiche Spruch auf einer Wanduhr des Kapuzinerklosters in Königshofen. Auf dem Glasdeckel mahnte der bittere Tod mit der Hippe : «Una ultima erit». Heute befindet sich die Uhr in der Bitscher Zweigniederlassung. Klosterluft atmen auch die Inschriften : «Nescitis qua hora furveniet», ihr wisst nicht, wann der Dieb, d. i. der Tod kommt, und : «Vigilate et orate quia nescitis horam», wachet und betet, denn ihr kennet eure Todesstunde nicht. Der Spindler'sche Sonnenuhrspruch «Omnes vulnerant» findet sich auch in der deutschen Form :

An jedem Tag zwölf Stunden
 Bringen Wonnen und Wunden.

Mündel verzeichnet ein altes Gebet zu St. Veit, dem Nothelfer gegen die Schlafsucht, als einen Hausuhrenspruch. Ich zweifle an seiner Echtheit, auf alle Fälle ist es kein Zeitspruch. Ein echter Uhrenspruch ist der nächste von ihm mitgeteilte: «So geht die Zeit — Zur Ewigkeit». Er passt zu der Uhrenpendelinschrift, deren rastloses Ticken schön mit den Worten «Immer — Nimmer» gedeutet wird. In der reichen Uhren- und Zifferblattsammlung des Herrn Sénateurs Müller findet sich nur ein Uhrenspruch «Tempus fugit», der in einen den Giebel des messingenen Zifferblattes schmückenden Kreis eingraviert ist.

Das Hagenauer «Goldene ABC», eine Sammlung gereimter Kernsprüche aus der Zeit um 1800, enthält einen beliebten Zeitspruch, den die Lothringer Kastenuhr der Sammlung Pinck mit der Jahreszahl 1798 nur unvollständig führt:

Gewiss ist der Tod, ungewiss der Tag,
 Die Stund auch Niemand wissen mag,
 Drum thu Guts, gedenk darbey,
 Das jede Stund die letzte sey.

Wir treffen den gleichen Spruch als Hausinschrift schon 1778 in Waldhambach und 1803 an einem Fachwerkhaus in Knöringen. Es ist die Weiterbildung eines alten Sonnenuhrenspruches «Mors certa, hora incerta», der sich an der Sonnenuhr des Berliner Kröpel erhalten hat. Auch die deutsche Version «Der Tod ist gewiss, die Stund ungewiss» findet sich an Sonnenuhren. In freierer Fassung aus dem Jahr 1719 steht er als Hausinschrift in Dunzenheim und auch ohne Jahr in Ittenheim: «Hin geht die Zeit, her kommt der Tod. O Mensch, thu recht und fürchte Gott». Der gleiche Gedanke in anderer Form steht an einem Hause in Obersulzbach: «Mensch, bedenke das Ende, Der Tod kommt oft behende». Der erste Teil «O Mensch bedenke dein Ent» findet sich auch auf einem gotischen Spruchband mit der Jahreszahl 1646 in Hagenau Ecke Spitalgässel und Haus Paradeplatz 3. Und bei den Oelenberger Trappisten, die nicht viel Worte machen, steht auf dem bekannten Gemälde des Schnitters Tod in zittriger Schrift an bröckeln-

der Wand: «Cette nuit peut-être!»

Auf der kleinen Fläche des Zifferblattes ist gelegentlich auch Platz für grimmen Humor. Gar mancher Pfarrer hat sich an der köstlichen Inschrift auf der Standuhr des alten Domkapitulars Goetz, einer bekannten Figur der Strassburger Gesellschaft der 80er Jahre, gefreut. Sie lautete:

Post multum Tic-Tac
 Obierunt Jacob et Isaac,

noch vielem Tick-Tack starben auch Jakob und Isaak. Der Zeitverstoß gegen das patriarchalische Zeitalter, das ausser der stummen Sonnenuhr noch keine geräuschvollen Uhren kannte, erhöht nur den Reiz des launigernsten Spruches. Vielleicht hat der alte Pfarrer Tschamber von Mittelmuespach von dem landauf und landab bekannten Sprüchlein gehört und einen solchen Gefallen daran gefunden, dass er es eigenhändig auf seine morsche Kastenuhr aufmalte.

Uhrensprüche sind im Elsass nicht mehr häufig anzutreffen. Auf den dreissig Uhren des Sermersheimer Pfarrers, darunter schöne, alte Stücke, steht kein einziger. Eine beschriftete Uhr aus der Benfelder Gegend, die er für seine Sammlung erwerben wollte, war nicht verkäuflich. Leider ist ihm der Spruch entfallen. In den Schaufenstern der Strassburger Altertumshändler sah ich vor Jahren eine Empire-Uhr mit Inschrift, doch ohne sie wie Dr. Freundlich zu notieren. Sie ist für mich verloren. Es ist eigentlich doch schade, die schöne Sitte der Uhrensprüche aussterben zu lassen. Von Künstlerkreisen geht die Anregung aus, sie zu neuem Leben zu erwecken. Spindler hat die Mauerwand seines Künstlerheims mit einem Sonnenuhrenspruch neu geschmückt. Henri Bacher hat seine alte Kastenuhr mit dem Reichenweierer Zeitspruch in gotischen Lettern prächtig bemalt. Das Muster verdient Nachahmung! Es ist so schön, wenn die Altväteruhr müden Takt tickt und ein guter Spruch uns mahnt, die Zeit recht zu gebrauchen. Das Goethewort «Tempus ager meus» würde sich auch heute nicht schlecht zu einer Uhreninschrift schicken:

Die Zeit ist mein Acker,
 Drauf pflüg ich gar wacker!



Das Chor in der Kirche zu Hellimer

Von Théodore Wolber

Jede Kirche kann in einem gewissen Sinne als das Kunst- und Geschichtsmuseum ihrer Gemeinde angesehen werden, denn gerade hier werden manchmal recht kostbare Andenken verflössener Zeitläufe treu und sicher aufbewahrt. Diese Behauptung gewinnt umso mehr an Wahrscheinlichkeit, als der betreffende Ort eine mehr oder minder grosse Rolle in der Vergangenheit gespielt hat. So birgt die Kirche von Hellimer in Lothringen, das vor Zeiten der wichtigste Ort der ganzen Gegend zwischen Forbach und Château-Salins und vor allem der Sitz zweier bedeutender Adelsgeschlechter, der Du Gaillard und der Schauenberg, gewesen ist, manche Erinnerung an diese ehemals Mächtigen.

Wenn, wie aus einem vorausgegangenen Aufsatz erhellt, die «Kleine» Glocke des Turmes den Namen des greisen Grafen Claude Dugaillard verewigt, desjenigen, der im Jahre 1738 das durch Feuersbrunst schwer beschädigte Obertere Schloss wieder hatte aufbauen lassen, so ist der Schmuck des Chores im Innern der Kirche, z. B. Deckenzierrat, Kommunionbank und Holzgetäfel, selbst ein Denkmal, das sich des Alten Sohn gesetzt hat: Gabriel-Claude-Plaicard Du Gaillard, Freiherr des Heiligen Römischen Reiches, Graf und Ritterherr von Hellimer, Dieffenbach, Ackerbach und anderen Orten. Er war geboren am 26. März 1726. Wie jeder Adelige seiner Zeit hatte Plaicard Du Gaillard in der Armee gedient, war zum Kapitän im Kavallerie-Regiment du Colonel-Général aufgerückt und mit dem hohen königlichen Militärorden des Heiligen Ludwig ausgezeichnet worden. Er hatte sich zu Nancy mit Madame Marie-Françoise, Comtesse de Boursier de Villert, vermählt, wohnte dann bei seinem Vater im Schloss zu Hellimer. Seiner Ehe entsprangen sechs Kinder: Marie-Claudine-Philippine-Suzanne, geb. den 25. Januar 1759; Julie-Barbe-Gabrielle, geb. im Januar 1761; Charles-Claude-Gabriel-Dieudonné, geb. den 14. Juni 1762; Pierre-Théodore-Alexandre, geb. den 24. Oktober 1765; Philippe-Antoine-Plaicard, geb. den 12. Juni 1766; Marie-Louise-Henriette, geb. 12. Sept 1767.

Die Gräfin starb 8 Monate nach dem Tode ihres Schwiegervaters, des 95-jährigen Claude Du Gaillard, im Alter von 55 Jahren, am 11. November 1779, und wurde Tags darauf in der Pfarrkirche von Hellimer beigesetzt.

Der also kurz nach seinem Herrschafts-Antritt verwitwete, in der Mitte der fünfziger Jahre stehende Graf Plaicard wandte sein Hauptaugenmerk der Verschönerung des Hellimerer Gottes-

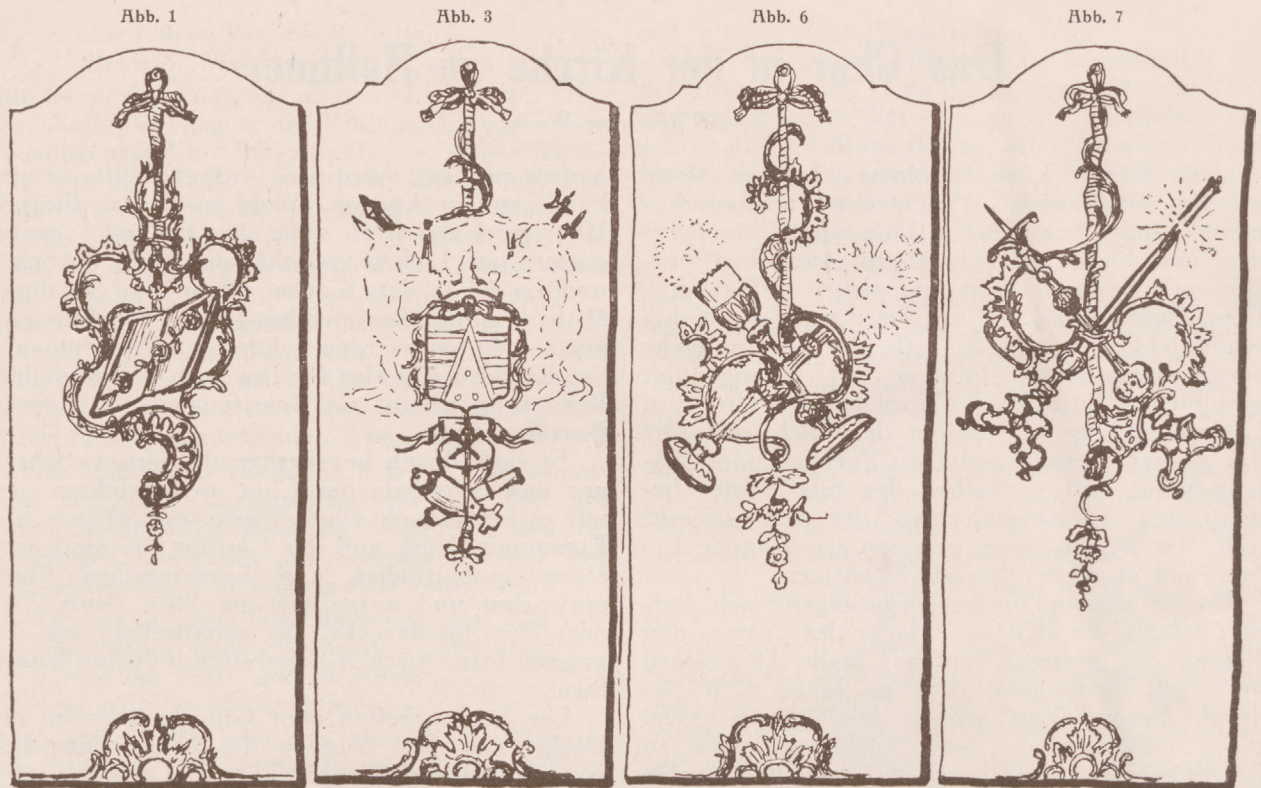
hauses zu. Eine würdigere Aufgabe hätte er sich kaum stellen können. Wohl mag der alternde Mann auch dabei an seine ihm im Tode vorausgegangenen Lieben gedacht haben, die im Schiff und im Chor der Kirche ruhen, und in deren Mitte er in den kommenden Jahren ebenfalls aufgenommen zu werden wünschte. Der Schmuck der Kirche hatte also für ihn noch die besondere Bedeutung gehabt als Bereitung seiner eigenen Begräbnisstätte.

Er liess durch hervorragende Gipser, Schreiner und Schmiede das Chor so herrichten, wie wir es heute noch sehen. Decke und Wände, die Kommunionbank und das Chorgestühl sind nach einem einheitlichen und harmonischen Plane entworfen und ausgeführt im Stile Louis XVI. oder des Spätbarocks, der unmittelbar vor der grossen französischen Revolution üblichen Kunstform.

Die Stuckarbeiten oder Gipsplastiken an der Decke und den Wänden des Chores bestehen vornehmlich in dem strahlenden, allessehenden Auge Gottes über dem Hauptaltare, in vergoldeten Rahmen zu später angelegten Gemälden aus der heiligen Schrift und in schönen, goldenen Säulen zwischen den Fenstern.

Die Kommunionbank ist in Schmiedeeisen gefertigt, was in jener Zeit häufig geschah. Das Kunstschmiedehandwerk hatte ja gerade im 18. Jahrhundert seinen Höhepunkt erreicht, und die wundervollen, schmiedeeisernen Gitter und Tore, die der letzte lothringische Herzog, der ehemalige Polenkönig Stanislaus Leczinski, in seiner Haupt- und Residenzstadt Nancy durch Jean Lamour um 1757 hatte ausführen lassen, sind bis heute noch nicht übertroffen. Und war der unglückliche König von Frankreich Louis XVI. in seinen Mussestunden nicht Kunstschmied und suchte er nicht in seiner Schlossschmiede zu Versailles bei Hammer, Eisen und Amboss einige Erholung von seinen beschwerlichen Regierungsgeschäften!

Das Gitterwerk der Kommunionbank verrät uns den Namen ihres Stifters. In dem rechten Pfortchen der Kommunionbank entdecken wir die zackige Grafenkrone und das Monogramm P. G. H.: Plaicard du Gaillard de Hellimer. Das linke Pfortchen zeigt unter einer Bischofsmitra die verschlungenen Initialen des zu Plaicards Zeiten amtierenden Bischofs von Metz L. J. M.: Louis-Joseph, Cardinal de Montmorency-Laval. In der Mitte des Tisches des Herrn prangt unter einer strahlenden Königskrone der Name der Himmelskönigin.



Getäfel im Chor zu Hellimer

Erwähnen wir hier auch den herrlichen, kostbaren Lutrin, dieses mächtige, schmiedeeiserne Pult, das heute zwischen dem rechten Seitenaltare und der Lourdesgrotte seinen Platz gefunden hat. Vor 150 Jahren stand es in der Mitte des Vorchores. Hinter ihm nahmen während des Gottesdienstes die Kirchensänger Aufstellung und trugen aus dem einzigen aufgeschlagenen Antiphonar die gregorianischen Gesänge der Liturgie vor.

Der nunmehr ausser Dienst gestellte Lutrin trägt immer noch, als könne er sich nicht von ihm trennen, dasselbe grosse, ledergebundene Buch, das nach den Angaben seines Titelblattes unter Louis-Joseph Montmorency im Jahre 17 . . gedruckt worden ist.

Der interessanteste und sicherlich auch schönste Zierrat ist das 2,40 m hohe, das 9 m tiefe und 7,50 m breite Chor ganz bekleidende Getäfel. Es besteht aus Eichenholz und trägt reiches Schnitzwerk.

Die Vertäfelung bildet beiderseits des Chores je 15 grosse und 6 kleine Füllungen oder Panneaux, welche mit aus dem massiven Holze herausgearbeiteten Motiven geziert sind. Die Panneaux sind symmetrisch angelegt, d. h. das erste rechte entspricht in Grösse und Dekor dem ersten linken, das zweite rechts dem gegenüberliegenden zweiten links usw. Der obere Rand des

Getäfels findet seinen Abschluss durch eine breite, vorspringende Bordleiste oder corniche, unter welcher jederseits sieben Paare von Engelsköpfchen freundlich ins Chor hineinschauen.

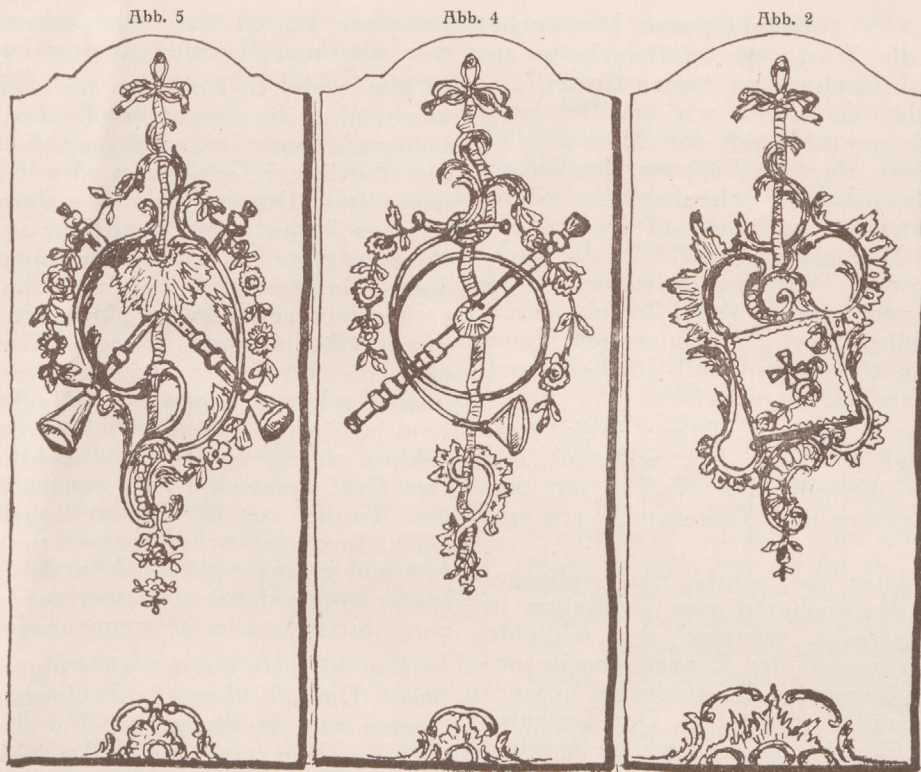
Es lohnt sich wohl der Mühe, die Figuren in den einzelnen Feldern genauer anzusehen.

Wir bemerken zuerst, dass die Holzschnitzereien im gleichen Rokokostil gehalten sind wie die Deckenmuster und die Kommunionbank. Fast überall finden wir mitten unter blühenden Rosenzweigen und stilisierten Muschelformen ein längeres Band herabwallen, an welchem die Motive aufgehängt erscheinen. Nach oben zu geht das Band in die für den Stil Louis XVI. charakteristische Schleife aus, und eben an diesem Merkmal lässt sich untrüglich genau die Zeit bestimmen, in welcher diese Arbeiten geschaffen wurden: Ende des 18. Jahrhunderts vor der Revolution, um 1785.

Das erste Feld (Abb. 1)* rechts zeigt ein aufgeschlagenes Missale; ihm gegenüber, das erste Feld links, eine Burse (Abb. 2), welche der Priester bei der hl. Messe benützt.

In der 2. Füllung rechter Hand meldet sich erneut die Person des Grafen du Gaillard in seinem Wappen (Abb. 3). Es ist dasselbe, wie es un-

*) Die Zeichnungen wurden von Emile Koenig-Hellimer entworfen.



Getäfel im Chor zu Hellimer

verschert die Ehrenpforte im Hofe des Obertener Schlosses ziert. Das eigentliche Wappenschild trägt drei Querleisten, unterbrochen von einem auf der Base stehenden Dreieck, in welchem drei Goldpfennige sitzen. Ueber dem Wappenschild steht ein Ritterhelm mit langen auf beiden Seiten herunterwallenden Federbüschen. Die zackige Grafenkrone über dem Helm wird von zwei Gestalten getragen. Den Hintergrund bilden eine Lanzenspitze, der Kolben einer Muskete, eine Hallebarde und ein Schwertgriff. Der Abschluss nach unten wird erreicht durch einen doppelten Fahnenwimpel, eine Kriegspauke mit zwei kreuzweise übereinander gelegten Schlägern, eine Feldkanone und einen Belagerungsmörser, aus welchem soeben eine Brandbombe herausfährt.

Auf der linken Seite entdecken wir die Spuren eines Monogrammes. Man geht vielleicht nicht fehl, wenn man annimmt, dass es dasjenige der Gräfin Plaicard gewesen sei: Marie-Françoise, Comtesse de Boursier-Villert. Die dritten und fünften Felder sind mit eleganten Rokokomustern gefüllt. Die vierten bilden je eine Tür zu den beiderseitigen Sakristeien.

Nun folgen Musikinstrumente: rechts ein gewundenes Waldhorn mit Blockflöte (Abb. 4), links zwei gekreuzte Schalmeien (Abb. 5). Die Blockflöte war in jener Zeit recht beliebt und kommt in jüngster Zeit wegen ihres angenehmen, eigentümlichen Tones auch wieder mehr

und mehr zur Verwendung, besonders durch die Verbände jugendlicher Wanderer. Die gewöhnliche Flöte ist eine Querpfeife, die Blockflöte hingegen wird oben angeblasen wie eine Klarinette, doch hat sie keine schwingende Holzzunge. Die vier Blasinstrumente sind so naturgetreu abgebildet, dass ein Instrumentenbauer nach diesen Modellen mit Leichtigkeit wirklich brauchbare Musikinstrumente herstellen könnte.

Wir kommen rechts jetzt zu hl. Gefäßen: Patene, reichgeziertem Speisekelch und feinziseliertem Messkännchen. Links ist ein Rauchfass dargestellt.

In unmittelbarer Nähe des Altars erblicken wir neben der Epistelseite eine kostbare Monstranz und einen herrlichen Messkelch, über dem eine strahlende Hostie schwebt (Abb. 6).

Auf der Evangelienseite sehen wir zum Schluss einen sehr schönen Altarleuchter und ein Kreuz.

Ist jedes einzelne dieser zehn Skulpturen schon ein Kunstwerk, das für sich allein bestehen könnte und durch sich selbst auf den Beschauer zu wirken imstande wäre, so mögen sie in ihrer Gesamtheit wohl noch eine tiefere Symbolik haben und letzten Endes nichts weniger bedeuten als den Gang der Handlung beim Messopfer.

Im Vorchor, noch bevor dessen Schwelle überschritten ist, grüsst uns die Burse, dessen Korporale der Priester zu Beginn entfaltet, und worauf sich das Opfer vollziehen wird. — Glau-

ben wir nicht, im aufgeschlagenen Messbuche rechter Hand die Worte des Staffelgebetes zu lesen: Ich will hintreten zum Altare Gottes?

Ist uns nicht, als sähen wir im löwengeschmückten Chorgestühl auf der Männerseite, im Schatten seines eigenen Wappens, den hohen Grafen und Reichsbaron, neben seinen männlichen Verwandten kniend? Und auf der Frauenseite unter dem Monogramm der Gräfin die Edel-dame des Schlosses? Die Musikinstrumente weiter hinten erinnern uns an ihren Zweck, durch kunstreiche Klänge der geheimnisvollen Feier nach aussen hin einen prunkvoll-würdigen und erhebenden Charakter zu verleihen.

Darauf folgen Ciborium, Patene, Weinkännchen und Rauchfass, aus dem während der Opferung die wohlriechenden Wolken mit den Gebeten von Priester und Volk zum Herrn emporsteigen.

Ganz beim Altar aber strahlt nach vollzogener Wandlung das eucharistische Mysterium in Kelch und Monstranz, während das schlichte Kreuz ohne Korpus auf der Evangelienseite andeutet, dass das Messopfer die unblutige Erneuerung des Kreuzopfers darstellte. Der Leuchter aber erinnert: Christus ist hingegeben worden, damit das Licht des Glaubens und der Liebe die Finsternis, in der die Menschheit schmachtet, durchdringe.

Umgeben die vergoldeten Engelein nicht den Altar, als ob sie mit den seligen Geistern die Gestalten von Brot und Wein anbeteten? Und senken sich nicht die Rosen des Getäfels herab, wie die Rosen der Gnade auf den frommen Beter?

Unter diesen Gesichtspunkten betrachtet, lehrt uns das Getäfel in der Kirche zu Hellimer sehr viel Altes und manches, das ewig neu bleiben wird.

Wenn der Graf Plaicard du Gaillard geglaubt hatte, er könne sein müdes Gebein im Gotteshaus zu Hellimer zur langen, letzten Ruhe betten, so befand er sich freilich in grossem Irrtum.

Zehn Jahre nach seines Vaters und seiner Gattin Tode, 1789, garte es in ganz Frankreich. Das Volk war in seinen Tiefen aufgewühlt durch einen schweren Wahlkampf zur Nationalversammlung, durch den Sturm auf die Bastille, durch die Abschaffung der Adelsvorrechte. Die Ereignisse überstürzten sich. Hundertjährige Rechte und Gepflogenheiten wurden gebrochen. Eine neue Zeit stieg herauf, eine bessere, wie es schien, für die breite Volksschicht. Die stolze Feudalherrschaft versank in ein Nichts. Die Bauern stürmten und verwüsteten die Adelschlösser, darunter auch das Herrenhaus der De Gaillard. Die Mehrzahl der Adelligen wanderten in andere Länder aus. Graf Plaicard, ein in den

sechziger Jahren stehender gebrochener Greis, war mit ihnen, bei den Auswanderern.

Man weiss in Hellimer noch sehr genau Bescheid über die Flucht des Grafen. Man erzählt sich noch heute, wie während der Revolutionszeit Puttlinger Gendarmen den Grafen verhaften sollten. Durch Freunde gewarnt, verliess er selbigen Tages gegen neun Uhr morgens seinen Heimatsort und Stammsitz Hellimer. Einen Wanderstab in der Hand, hatte man ihn gesehen, wie er auf einem Fussweg ging, der vom Schloss durch Oberten, am jetzigen Kirchhof vorbei, über die Insminger Strasse in den «Kirrweg» führt. Er konnte kaum in Dieffenbach angelangt sein, als seine Häsher schon im verlassenen Schloss eintrafen, um den Flüchtling zu fassen. Der Graf versteckte sich zunächst im Dickicht des Waldes von St. Johann-Rohrbach. Als die Nacht hereingebrochen war, setzte er seine Reise fort und gelangte glücklich in die Pfalz. Man hat später noch erfahren, dass er auf seiner Wanderung durch Landau gekommen war.

Von hier ab breitet sich ein undurchdringliches Dunkel über die Schicksale des letzten Grafen von Hellimer. — Wie lange lebte er noch? — Wie starb er? — Wo ruht er im Todes-schlaf? Wir wissen es nicht.

Was wurde aus den sechs Kindern Plaicards? Wie haben sie die unruhige, kriegserfüllte revolutionäre und napoleonische Zeit überstanden?

Die älteste Tochter Suzanne, die Taufpatin der «kleinen» Glocke, vermählte sich am 10. Oktober 1786 mit Messire Jean-Pierre de Lescure, Capitaine-commandant im Dragoner-Regiment Deuxponts, das zu Verdun in Garnison lag. Das junge Ehepaar zog sich in die Heimat des Gemahls zurück, nach Montauban im Süden Frankreichs. Hier ging es während der Revolution weniger stürmisch her als im lothringischen Grenzlande. Ihre Tochter wurde die Gemahlin des Grafen Victor de Gironde. Die Schicksale der jüngsten Tochter Marie-Louise-Henriette kennen wir nicht.

Die drei Söhne, königstreue Offiziere, waren aller Wahrscheinlichkeit nach wie der Vater Plaicard ins Ausland emigriert, jedoch — mit Ausnahme von Charles, dem Ältesten — nach Frankreich zurückgekehrt, nachdem der erste Konsul Bonaparte die Emigranten zurückgerufen hatte. Sie traten dann in napoleonische Kriegsdienste.

Pierre-Théodore-Alexandre, vor der Revolution Premier-lieutenant im königlichen Regiment d'Alsace, wurde Kapitän im Löwenstein'schen Regiment und erlag während der Feldzüge Napoleons seinen Verwundungen. Er starb zu Hamburg.

Philippe - Antoine - Plaicard, ehemals königlicher Sous-lieutenant im Regiment d'Alsace, starb als Major im Löwenstein'schen Regiment.

Der älteste Sohn hingegen Charles-Claude-Dieudonné, der einst Kapitän im Regiment von Conflans gewesen, derselbe, der bestimmt war, die Herrschaft von Hellimer zu erben und den Stamm der Dugaillard fortzuführen, kam nicht aus der Verbannung nach Hause. Er hatte es seinen Landsleuten nicht vergessen können, dass sie seinen Vater ins Elend gejagt, dass sie sein Väter Schloss verwüstet. Charles stellte sich auf die Seite des erbittertsten Feindes des Kaisers Napoleon, auf die Seite Englands. Er ging sogar in die englische Armee und brachte es zum Obersten im Regiment Hompesch. Doch muss gesagt werden, dass er seinen Arm nicht gegen seine eigenen Brüder erhoben hat. Er suchte seinen militärischen Ruhm weit von der Heimat, in den britischen Kolonien, und starb endlich auf der Insel Dominique in den Kleinen Antillen Mittelamerikas.

Abgesehen von der zweitgeborenen Tochter Julie-Barbe-Gabrielle, die erst einige Wochen alt im Jahre 1761 gestorben ist und im Chor der Kirche begraben liegt, wurden die fünf übrigen Nachkommen des stolzen Grafengeschlechtes Du Gaillard von Hellimer in alle Winde zerstreut. Keiner hat die lothringische Heimat je wiederbetreten.

Ein letztes Lebenszeichen der Du Gaillard gelangte nach Hellimer im Jahre 1911, als ein Nachkomme des Grafen von der Insel Sizilien

aus Erkundigungen über seine Ahnen beim Hellimer Pfarramt einzog.

Ja, das war eine bewegte Zeit! Sie hat fürchterlich mit der Vergangenheit abgerechnet. Viele Revolutionäre gingen soweit zu glauben, alles Uebernommene, alles Alt-Hergebrachte müsse zertrümmert werden. Eine Zeitlang währte man sogar, Gott und der Kirche den Vernichtungskrieg erklären zu können, damit sie durch etwas Neues ersetzt würden: Gott durch die Göttin der Vernunft, die Kirche durch eine Vernunftreligion.

Und auch in Hellimer fand dieser Fieberwahn einzelne Anhänger. Das Getäfel im Chor ist hierfür unser Zeuge.

Nicht genug, dass damals, als die Adelswürde abgeschafft worden war, das Wappen des Grafen und der Namenszug der Gräfin in der Kirche verstümmelt wurden, nein, eine Frevlerhand, die nicht wusste, was sie tat in ihrer schäumenden Wut gegen alles Alte, hatte sich erhoben und mit scharfen Beilhieben die schwebende Hostie über dem Messkelch weggeschlagen, die Strahlenkrone der Monstranz zerstört, den Querbalken und die vier Strahlen des armen Kreuzleins auf der Evangelienseite entfernt.

Der armselige Irreführte konnte freilich nicht ahnen, dass kurze Frist schon nach seiner Schandtat der alte christliche Glaube wieder zu Ehren käme nach dem Konkordat Bonaparte's mit Papst Pius VII., und dass die Spuren seines Verbrechens in der ganzen langen Folgezeit, nun schon seit 140 Jahren, unaufhörlich gegen ihn zeugen.

Die Pappeln

Da wo die Ill zieht, dehnen sich weite, freudiggrüne
Wiesen, wo Jahr um Jahr
Die Sensen singen und laute Arbeitsrufe hallen und
Peitschenknall
Ueber die Erde und Weidenbüsche hin.
Drüber stehen Pappeln. Sie sind
Schlank und hoch, und ihre Aeste wenden sich
Steil wie Kerzen am Stamme aufwärts.
Kirchtürme sind sie,
Spitzgotische,
Lichtdurchbrochene,
Zur Höhe weisend, stete Symbole,
Die, landauf, landab an den Bächen und Wegen des
Elsasses

Den Horizont zerschneiden
Um ihres Lichtberufes Willen. —
Ihr Rauschen aber ist wie Orgelfülle,
Bald flüsternd und traut und innig
Und dann wieder allgewaltig: es ist die nie verrinnende
Stimme, die
Landauf, landab an den Bächen und Wegen des Elsasses
Die Heimat verkündet.
Denn in die Wurzeln dieser Pappeln wächst
Dieses Bodens Kraft und Leben,
Und die bejahende Antwort aus den Tiefen unsrer Herzen
Hängt in ihren Zweigen.

Claus Wickram

Zu Langensulzbach anno 1758

Heimatliches Dorfidyll aus der Zeit vor der grossen Revolution

Von G. Meyer

(Schluss)

Draussen aber am Brunnlein unter den grossen Linden sass Charlottens Schwester, Anna Dorothea, verheiratet mit dem Färber Johann Michael Knoll in Bergzabern. Sie war mit ihrem vierzehn Monate alten Söhnchen zu Besuch gekommen. Es war eine herrliche Maienfahrt gewesen im Postwagen von Bergzabern her das Pfälzer Reb Gelände entlang nach Weissenburg und dann über das Gebirge hieher. Das Kind spielte mit den Blumen im Grase. Frau Rech aber sass träumend im Schatten, die Augen den Bergen von Niederbronn zugewandt. Sie gedachte der Zeit, da sie auf diesen schönen Hof kam, sie dachte an ihre Kinder, die nun alle weggezogen waren bis auf Charlotte. Ein Sohn stand als Jäger in Diensten bei Herrn von Dietrich in Niederbronn, verheiratet mit Maria Julianne Hofmann aus Westhofen, eine Tochter lebte in Philippsburg, ihr Mann war der Erbständer Georg Peter Jaggi in Philippsburg, eine ältere Tochter hatte sich nach Rotbach verheiratet mit dem Müller Georg Adam Gutbub. Diese Vergangenheit war für sie die alte schöne Zeit, und als die drei nun herantraten an das Brunnlein, sangen sie ihrer Mutter zu Ehren ihr Lieblingslied:

Es steht eine trauliche Hütte,
vor grauen Jahren geweiht;
und alle die Räume, sie reden
von der alten schönen Zeit.

Es grünet dabei eine Halde,
erfüllt von der Herden Geläut,
und alle die Blumen, sie flüstern
von der alten schönen Zeit.

Es ziehen zur blauenden Ferne
die Berge so hoch und so weit;
und alle die Wälder sie rauschen
von der alten schönen Zeit.

Ein Brunnlein aus felsigem Grunde,
zu stetem Erquickern bereit,
es singet und klinget und plaudert
von der alten schönen Zeit.

Es grüssen viel Dörflein herüber,
umsäumt von der Fluren Gespreit,
und drüber ein heimliches Raunen
von der alten schönen Zeit.

Des Himmels nie schlummerndes Auge
ist immer in meinem Geleit;
so will ich hier ruhen und träumen
von der alten schönen Zeit.

Der Mutter Augen ruhten nun mit Wohlgefallen auf dem jungen Brautpaar, das ihr die Möglichkeit verhiess, an dieser trauten Stätte zu bleiben bis an ihr Lebensende.

In dem Augenblick trat ein weiterer Gast hinzu, Johann Daniel Thomas, Jäger in Niederbronn, Sohn von Johann Peter, herrschaftlichem Jäger in Gundershofen. Er trug sich wie Brecheisen mit derselben Hoffnung, heute Abend seine Braut zu sehen, Christine Dorothea Deckert, Tochter von Johann Heinrich, Jäger auf der Nonnenhardt. Die Deckert waren ebenfalls eine zahlreiche Wörther Familie.

Nun machten sich die vier auf den Weg; Brecheisen und Thomas liessen das Paar weit hinter sich. Das Rauschen des Brunnleins begleitete sie eine Strecke.

«Das Brunnlein ist wie die Liebe Gottes», sagte Charlotte, «ein nie versiegender Quell, der immer neue Herrlichkeiten mit sich bringt.»

«Ja, aber auch wie die Liebe von dir und mir, wie alle wahre Liebe der Menschen untereinander», erwiderte Schütz, und legte den Arm um ihre Hüfte, «nie aufhörend und immer neu.»

«Nie aufhörend und immer neu», wiederholte sie und schaute ihm glückstrahlend in die Augen, «das heisst doch Ewigkeit.»

«Ja, das heisst Ewigkeit!»

Es war, als würde das Brunnlein das Echo dieser Worte wiedergeben, und durch die Herzen ging ein Ahnen von dem, was unvergänglich ist; das stimmte sie ernst und doch wieder fröhlich. Auch Brecheisen hatte besondere Ursache, recht fröhlich zu sein. Im Dorfe unten zählte jemand auf ihn, dass er kommen würde, Katharina Müller, Tochter von Daniel. Ja, so war es damals in dieser Gegend, treue Mädchen und Frauen in Schloss und Hütte, im Dorf wie auf dem einsamen Hof in Wald und Bergen.

Ohne Säumen wurde die Wanderung fortgesetzt durch den Wald und über den Hochweg mit seiner wundervollen Fernsicht hinab ins Tal.

In dieser Stunde sass Pfarrer Stephan bei Herrn von Zyllnhard im Schloss, ihm für die Uebersendung des sinnigen Geschenkes zu danken und ihn zur Taufe einzuladen als Vertreter der Obrigkeit, da der Schlossherr immer noch nicht zurückgekehrt war. Gerne nahm er die Einladung an. Darauf entnahm er seinem Schreibtisch einen wohlversiegelten Brief.

«Da ist mein Testament, worin ich meine letztwillige Verfügung niedergeschrieben habe.



Th. Schuler

Taufe in Preusdorf

Ich habe den Befehl gegeben — als alter Soldat drückte er sich immer noch militärisch aus —, dass ich nach meinem Tode auf dem Kirchhof begraben werde. (Die Mitglieder der Adelsfamilien fanden ihre Ruhestätte in der Kirche.) Ich habe im Felde mit Bürgern zusammen gelebt und gestritten, ich will auch hier in Langensulzbach den Bürgern gegenüber kein Recht voraus haben, und mitten unter ihren Gräbern soll auch mein Schlafgemach sein. Ein einfacher Stein soll es decken, und als Aufschrift habe ich die Worte gewählt: «Wanderer, willst du selig werden wie ich, so verbirg dich in Jesu Wunden, hier hab auch ich mein Heil gefunden.»

Nach dieser feierlichen Ansprache entstand eine Pause.

Pfarrer Stephan war sehr ergriffen. Dass das Evangelium eine Gotteskraft ist, das hatte ihm dieser Mann heute vor Augen geführt wie kein anderer. ein Mann, der in jedem Mitmenschen einen Wanderer erkannte und ihn bat, mit ihm dasselbe Ziel im Auge zu haben.

Im Gasthaus zum Löwen hatten sich immer mehr Gäste eingefunden, die auf die Stunde des Festes warteten. Auch die Frau des Jägers Boh war aus dem Günstal gekommen, eine geborene Meyer, Tochter des Pfarrers Johannes Meyer in Sand bei Willstett am Rhein. Auch sie hatte von

so weit her den Weg gefunden in diese liebliche Waldeinsamkeit. Die Verbindung Gleichgesinnter war über das ganze Land hin sehr rege, und für die liebenden Herzen gab es keine Grenzen.

Die Förstersleute Boh waren erst ein Jahr verheiratet und erwarteten ihr erstes Kind. Sie hatten bereits ausgemacht, wer Göttel und Pfetter sein sollte, erstens der Bruder des Herrn Hauptmanns Friedrich Ernst von Zyllnhard, Kapitän im Regiment Royal Deuxponte, dann Herr Johann Philipp Wild, Faktor im Dietrich'schen Eisenwerk im Jägertal. Als Götteln sollten gelten erstens wie heute Freiin Karoline von Zyllnhardt, die es als ihre Pflicht ansah, keine Bitte dieser Art abzuschlagen; zuletzt Sibylla Greiner, Herrn Matthäus Greiner, Hüttenmeisters auf der Glashütte eheliche Tochter, die Freundin der jungen Frau. Ja, es waren keine gewöhnlichen Menschen, die sich in dieser ehemaligen Grafschaft Schöneck zusammengefunden hatten.

Kaum hatte Frau Boh von ihrer Freundin gesprochen, da kam sie auch schon daher geschritten mit Bruder und Schwester. Sie war gekommen, ihren Bräutigam zu erwarten, Herrn Nikolaus Zapf, Procurator des Amtes Sulz, aus Buchsweiler gebürtig. Wie freute sich der Herr Rittmeister, so unverhofft seine Verwandten zu sehen, Johann Jakob Greiner, von dessen Braut

er besondere Grüsse zu bestellen hatte. Es war Anna Katharina Elisabeth Zimmermann, Tochter von Johann Peter, Regimentstambour in Pirmasens. Eben solche Grüsse hatte der Rittmeister zu bestellen an Sibyllas Schwester Maria Dorothea von ihrem Bräutigam Johann Adam Kiefer, herrschaftlichem Briefpostmeister in eben genanntem Städtchen. Kiefer, das war auch ein solcher Name, der in Langensulzbach, Wörth, Görsdorf, Preuschdorf und allen umliegenden Orten sehr häufig vorkam.

Während sich der Herr Rittmeister so in freudiger Stimmung mit den jungen Leuten unterhielt, bemerkte er unter den Gästen Hans Michel Eyer mann, Küfer, Gastwirt und Gerichtsschreiber in Preuschdorf, den er von früher her kannte, denn die Eyer mann, die in der ganzen Gegend wohl mit die zahlreichsten Familien waren, waren nicht wenig stolz auf ihre Herkunft. Im Jahre 1651 hatte sich in Wörth ein Kapitänleutnant Hans Georg Eyer mann aus einem hochadeligen Regiment zu Pferd als Bürger niedergelassen und ward dann nach Preuschdorf übergesiedelt, von wo sich seine Nachkommen verbreiteten.

Die Sonne stand bereits zum Versinken über den Bergen im Westen, die Glocken begannen zu läuten, und die Leute strömten zur Kirche. Das Tor am Pfarrhaus öffnete sich, und mit Pfarrer Stephan an der Spitze, erschien der Zug — die Hebamme mit dem Kinde, von einem Schleier überdeckt — Pfarrer Fürnstein, die beiden Göttern geleitend — die adelige Dame zu seiner Rechten, die Müllerstochter zur Linken.

Auf der Orgel hatte des Schulmeisters Sohn die feinsten Register gezogen und spielte in lieblichen Tönen sein schönstes Stück — Engelmusik sollte das Kind bei seinem ersten Gang zum Gotteshaus begrüßen. Jedermann lobte des Schulmeisters Kunst, in so feierlicher Weise das Fest einzuleiten. Bald nachher verdankte er auch seiner Tüchtigkeit eine ehrenvolle Berufung nach Landau, denn es kamen nicht nur Leute in diese liebliche Gegend, es zogen auch immer welche von hier hinaus in die Ferne.

In seinem Stuhl sass Herr Hauptmann von Zyllnhard als Vertreter der hochadeligen Obrigkeit — neben ihm der Herr Rittmeister — die Kirche füllte sich bis auf den letzten Platz.

Ich will dich lieben, meine Stärke,
ich will dich lieben, meine Zier.

Mit gedämpfter Begleitung, wie es sich bei solcher Feier schickte, wurde der Choral gesungen. Er endete mit der Strophe:

Ich danke dir, du wahre Sonne,
dass mir dein Glanz hat Licht gebracht;
ich danke dir, du Himmelswonne,
dass du mich froh und frei gemacht;
ich danke dir, du gold'ner Mund,
dass du mich machst gesund!

In seiner Ansprache redete Pfarrer Stephan von der Taufe seines ersten Kindes und erwähnte den inzwischen eingetretenen Tod der hochseligen Frau Katharina Maria Sophia Freiin von Zyllnhard, geb. Eckbrechtin von Dürckheim. Sie ruhte vor dem Altar rechts von ihrem Eheherrn, mit dem sie 37 $\frac{1}{2}$ Jahre in glücklicher Ehe gelebt hatte, die mit 12 Kindern gesegnet war, von denen noch vier Söhne und fünf Töchter am Leben waren, unter den Söhnen ausser den bereits genannten Johann Franz, Hauptmann im deutschen Infanterie-Regiment Nassau-Saarbrücken, später Oberstleutnant in französischen Diensten und Hofmeister des Darmstädter Prinzen. Der Hof zu Darmstadt stand ganz unter französischem Einfluss.

Mit der Grabschrift, die sich die fromme Frau hatte setzen lassen, hatte sie noch ein Bekenntnis ablegen wollen zum Herrn, ihrem Erlöser:

Wir sind dazu geschaffen,
in Jesu Arm zu schlafen.

Sie meint das Einschlafen, auf das ein Erwachen folgt zu der Herrlichkeit, die an den Kindern Gottes geoffenbaret werden soll. Die Ansprache endete mit einer Anspielung auf das Kindlein, das so selig in den Armen seiner Mutter ruhte.

In gewohnter Weise begann die Taufhandlung. Doch als die übliche Frage an die Taufpaten gerichtet wurde: Entsagt ihr dem Teufel, der Welt und allem ungöttlichen Wesen? — und darauf die Antwort mit einem lauten Ja erfolgt war, da kam die Ueberraschung. Pfarrer Fürnstein erhob die Rechte wie zum Schwur: Ich, Johann Christoph Fürnstein, evangelisch-lutherischer Pfarrer zu Wingen und Klimbach, entsage für mich selbst und im Namen der sämtlichen Brüder der evangelischen Pastorkonferenz in dem benachbarten hessen-hanauisch-lichtenbergischen Lande.»

Es entstand eine grosse Bewegung unter der Festgemeinde. So etwas war an dieser Stelle noch nicht vorgekommen. Jedermann ahnte sogleich, dass es sich um eine grosse Sache handelte. Jeder merkte sich das Wort, um nachher in aller Ruhe darüber nachzudenken. Jawohl, es gab damals in unserer Heimat so manche Stätte, wo die Brüderlichkeit als Menschheitsideal gepflegt wurde. Unsere Ahnen brauchten nicht zu warten, bis ihnen solche Gedanken als neues Evangelium verkündet wurden.

Der Gottesdienst endete mit einem Lied. — Freudige Akkorde ertönten zum Ausgang. — Die Taufgäste kehrten ins Pfarrhaus zurück in die grosse Stube, wo die Urkunde ins Kirchenbuch eingetragen und jedem zur Unterschrift hingebracht wurde. Pfarrer Fürnstein wiederholte schriftlich, was er in der Kirche mündlich erklärt hatte. Zuletzt wurde das Buch der Mutter

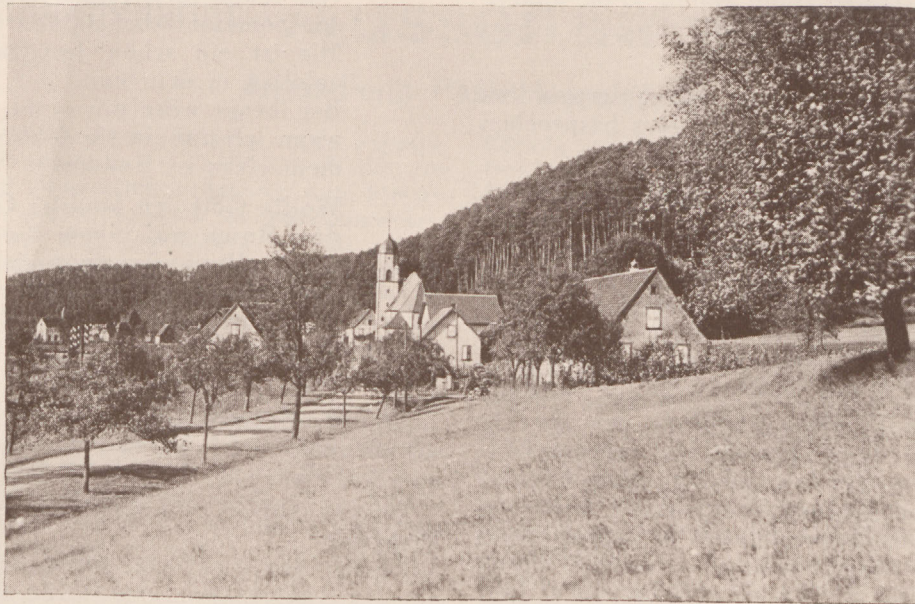


Photo G. Meyer

Philippsburg

an das Bett gereicht. Auch ihr Name sollte für immer unter dem ihres Kindes stehen.

Unter den Gästen, die ihre Glückwünsche überbrachten, befanden sich auch Herr Georg Heinrich Itzstein, hanauischer Amtsschaffner in Wörth mit seiner Frau, geb. Lang Sophia Friederike, der Tochter des ehemaligen Pfarrers in Geudertheim. Frau Itzstein überbrachte zugleich Grüsse von ihrer Freundin Frau Christine Luise, Eheliebsten des Herrn Ludwig Werner Aulber, hanauischen Amtsschaffners zu Kutzenhausen. Diese beiden Damen waren die Freundinnen der Pfarrerin. Sie waren jetzt schon bestimmt, das nächstemal Patin zu werden mit Frau Johanna Katharina Luise, vermählte Freifrau von Steinkallenfels, geb. von Zyllnhard. Herr Itzstein war auch Amtsschaffner dieser adeligen Familie. Diesen Damen sollten als Paten gegenüberstehen Johann Daniel Stephan, der junge Müller von Obermodern, Johann Friedrich Breithaupt, Apotheker zu Pfaffenhofen, und der heute anwesende Johann Ludwig Esser aus Weissenburg. Diesem teilte Magdalena mit, dass bereits beschlossen wäre, dass nirgend anders als hier in dem schönen Langensulzbach im Kreise so auserwählter Freunde seine Hochzeit später stattfinden würde. Er zeigte sich darüber sehr erfreut und gewann das Mädchen recht lieb, das ihm so zugehört war.

Ja, es war immer ein Kreis auserwählter Freunde, der sich in jener Gegend zusammenfand, dessen Mittelpunkt das Städtchen Wörth war. Wer kennt nicht die Familien Höffel und Petri, die bis in unsere Tage eine so grosse Rolle

gespielt haben im öffentlichen Leben unserer Heimat. Der Urahn der Petri kam aus Basel nach Schlüchtern in Kurhessen. Ein Nachkomme war später Präzeptor an der Lateinschule der kaiserlich freien Reichsstadt Friedberg in der Wetterau. Dessen Sohn Johann Gerhard kam 1697 als Diacon nach Wörth und heiratete eine Maria Dorothea Cullmann aus Sulz u. W. aus einem Geschlecht, das heute noch in Deutschland blüht. Und ein Petri war später Amtsschaffner. Es ist auch bezeichnend und nicht ein blosser Zufall, dass in jener Gegend so reichen Geschehens auch einst der berühmte elsässische Chronist Bernhard Hertzog lebte, und zwar als Amtmann in Wörth von 1572—1604.

Der erste Höffel, der 1701 als Pfarrer nach Wörth kam, stammte aus Gotha in Thüringen. So war es damals in diesem Teile unserer Heimat. Das Stammgebiet der Bevölkerung reichte «von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt». Was alle diese Menschen zusammen geleistet haben, das steht heute noch vor unsern Augen. Was sie besonders auszeichnete, war ein freier, fröhlicher Sinn. Das zeigte sich auch an jenem 16. Mai 1758 in Langensulzbach. Im Pfarrhause konnte nur etwas die fröhliche Stimmung trüben, das war der leidende Zustand der Frau Pfarrer Fürnstein. Sie hatte nicht an der Feier teilnehmen können. Magdalena Stephan pflegte sie mit grosser Hingabe. Es war nicht das erstmal, dass Fürnstein sie so besorgt sah. Er sah voraus, dass seine Ehe bald getrennt werden würde durch den Uebergang dieser seiner einstigen Braut in die Arme ihres rechten Bräu-

tigams, ihres Erlösers. Dann konnte keine andere an ihre Stelle treten als die Schwester seines Freundes.

Auf der Strasse bildeten sich Gruppen, bei denen das grosse Ereignis des Tages besprochen wurde.

Johann Jakob Meyer, der junge Sonnenwirt, und der Schuldiener Reimherr aus Fröschweiler hatten es sich nicht nehmen lassen, mit ihren Bräuten dem Feste beizuwohnen. Sie bereuten es nicht, und Meyer meinte, eine solche erhebende Feier hätte man in seinem Heimorte noch nie erlebt. Dort herrschte nicht der Geist der Brüderlichkeit, sondern seit dem Streit des dortigen Schlossherrn mit seinen Brüdern der verzehrende Unfriede. Dem stimmte ein anderer Bürger aus Fröschweiler bei, Johann Jakob Eschenbrenner, der mit seiner Frau, Maria Dorothea geb. Bastian, der Schwester des herrschaftlichen Stabhalters, herübergekommen war. Sie waren noch junge Leute und hatten erst vor einem Jahr ein Söhnlein bekommen. Das würdige Auftreten der beiden Pfarrer Stephan und Fünstein hatte auf das Ehepaar einen solchen Eindruck gemacht, dass sie beide gelobten, sollte ihnen Gott weitere Söhne bescheren, so wollten sie einen derselben dem geistlichen Stande widmen, was denn auch in der Folge geschehen ist.

Dem Jakob Meyer tönten beständig die Worte der Liedstrophe im Ohr:

Ich danke dir, du wahre Sonne,
dass mir dein Glanz hat Licht gebracht.

Es kam ihm zum Bewusstsein, dass er etwas besser zu machen hätte, nämlich die Sonne als Wirtsschild an seinem Hause zu entfernen, damit die «wahre Sonne» desto besser in den Herzen der Bewohner des Hauses aufgehen könne. Er fand die Kraft nicht dazu. Erst sein späterer Tochtermann, der so hiess wie er, herrschaftlicher Hofmann, führte den Vorsatz aus.

Als letzte blieben auf dem Platze die jungen Leute, Görich, Schütz, Brecheisen aus dem Jägerthal, Jacobi aus Preuschkdorf, Baldauf, Eppelin und Bricka aus Wörth, Thomas, jeder mit seinem Mädchen. Das war nun eine fröhliche Gesellschaft, der sich auch Meyer und Reimherr aus Fröschweiler anschlossen. Es wurde ausgemacht, Schütz und seine Braut bis an den Waldrand hinauf zu begleiten. Der Zug ordnete sich, in einer Reihe die Mädchen und dahinter die jungen Männer. Es war völlig Nacht geworden, und ein leuchtender Sternenhimmel breitete sich über der Landschaft aus. Durch die Gassen erscholl ein Lied:

Wie schön blüht uns der Maien,
der Sommer fährt dahin.
Mir ist ein schön Jungfräulein
gefallen in den Sinn.

Bei ihr ja wäre mir wohl,
wenn ich nur an sie denke,
mein Herz ist freudevoll.

Wollte Gott, ich fänd im Garten
drei Rosen auf einem Zweig,
ich wollte auf sie warten,
ein Zeichen wär mirs gleich.
Das Morgenrot ist weit,
es streuet schon seine Rosen;
Ade, du schöne Maid!

Am Waldrande oben gab es ein inniges Abschiednehmen: Die einen gingen gerade aus, die andern kehrten ins Dorf zurück.

Schütz betrat mit Charlotte den einsamen Waldweg. . .

Durch die nächtliche Stille drang von weit her der Glockenklang der Herde, die der Knecht auf die Waldweide getrieben hatte. . . Glühwürmchen leuchteten im Grase. . . Die schlafenden Vögelein in den Büschen zwitscherten leise im Traum. . . Eine Nachtschwalbe flog gespenstig im Wege auf. . . Der Ruf des Waldkauzes drang von nah und fern aus Ohr. . . Ein dünner Nebelschleier umsäumte den Fuss der Berge. . . Ein märchenhaftes Leuchten im Sternenschein. . . So schritten die jungen Menschenkinder Arm in Arm im geheimnisvollen Raum. . .

Noch einmal berührten sich zwei Lippenpaare im Kuss. . . Jedes fühlte den Herzschlag des andern an seiner Brust. . .

«Lass uns diesen Maientag ein teures Erinnern sein für unser ganzes Leben!» . . .

Mit diesen Worten schied sich das Mädchen von ihrem Liebsten. . . Als Schütz ins Dorf zurückkehrte, glaubte er hinter Zaun und Garten dunkle Gestalten schleichen zu sehen. Er gedachte der Drohungen, die heute im «Rössel» ausgesprochen worden waren.

«Mein Gott, nimm alle Menschen hier in deinen Schutz, damit nicht auf den Tag der Freude ein Tag des Schreckens folgt!»

Der Nachtwächter machte seine erste Runde. Von der Wache aus schritten einige Männer, mit schweren Hellebarden durch die Gassen.

Ein Frühlingsmorgen hub an wie am Tage vorher. Erneut bildete das Tauffest in Langensulzbach das Tagesgespräch. In vielen Herzen reifte der Schwur: «Wir wollen alle Kräfte daran setzen, dieses blühende Land festzuhalten und zu bewahren als Heimat für uns und unsre Kinder!»

||||| Ausschau |||||

Ausstellung Pauli-Hesselbarth

Um eine grosse Komposition, eine ideale Sommerlandschaft, hatte der Maler Pauli eine Reihe von Oelbildern und Aquarellen gruppiert. Die kleinen Kometen und Boliden kreisten in unverkennbarer Abhängigkeit um das Zentralgestirn. Die grosse, mächtige, gedehnte Sommerlandschaft enthält fast alle Elemente der künstlerischen Bestrebungen Paulis. Bereits in früheren Ausstellungen begegnete man dem einen Motiv. Es ist gleichsam die Urlandschaft der von Menschen bewohnten Erde, die immer in den Träumen Paulis auftaucht. Den Zauber der unentweihten Erde und die Verbundenheit des Menschengeschlechts mit der Natur sucht der Künstler wiederzuerwecken. Immer wieder treibt es den Künstler zur Gestaltung dieses einen Motivs. Beharrlich bemüht sich Pauli den aus der Tiefe drängenden Stoff von Bild zu Bild reiner und tönender auf die Leinwand zu bringen. Wir haben es hier mit einem echten Motiv zu tun. Unbekümmert um Tagesrichtungen und frei von Nachäfferei, geht der Maler seinem Ideal nach. Die Erinnerung an urferne Zeiten, die Erinnerung an die Zeit vor dem Erwachen des Bewusstseins des Menschen, da die Schöpfung ein ungeschiedenes Ganzes war, weckt unendliche Sehnsucht nach dem verlorenen Paradiese. Paulis grosse Komposition führt den heutigen dämonenbesessenen Menschen das Glück eines einfachen harmonischen Daseins vor Augen. Pauli wendet sich ab von der wahnsinnigen Dynamik unserer Epoche. In dem Sommerbild geschieht nichts. Weder wildwütendes Naturgeschehen noch zuckende, verrenkte Leiber suchen Eindruck zu machen. Das Statische, das Ruhende, in sich Seiende und aus sich Bestehende will Pauli wieder zur Geltung bringen. Merkwürdig berührt es, dass Pauli an dem einen Motiv so zähe festhält. Vorbote, Prediger eines neuen Humanitätsideals? Fast möchte man dessen sicher sein. Die Menschheit hat es wahrhaftig nötig, dass man ihr endlich wieder ein anderes Bild zeigt. Naturanschauung im engeren Verstande besitzt Pauli nicht. Ihn beschäftigen Bilder, die aus anderen Zonen heraufsteigen. Den besten Beweis dafür lieferte der Waldrand am Moor, der vor etwa zehn Jahren entstanden ist. Die expressionistische Gebärde ist unverkennbar darin enthalten. Damals wie heute ging es ihm weder um Natur noch um Dekoration. Die meisten Bilder, die Pauli ausgestellt hatte, sind vor Jahren entstanden. Altes und Neues vertrug sich ausgezeichnet. Wieviele andere Maler dürften das

Gleiche wagen? Die Zeit ist vielleicht nicht mehr so fern, da sich die Maler wieder mehr mit dem Menschen beschäftigen werden. Die reine Landschaft fängt an, leer zu werden. Gewiss gibt es Kompositionen in Fülle; leider sind es nur «Kompositionen», d. h. artistische Flächenaufteilung vereint mit virtuoser Farbenharmonisierung. Andererseits haben klassenkämpferische Künstler den Menschen in einseitiger und gehässiger Weise wieder ins Bild gebracht. Die Aufgabe ist jedoch viel grösser, umfassender angesichts der Weltsituation. Beikommen kann man ihr nur vom Religiösen her. — Hesselbarth, der Holzschnitzer, hat es nur mit dem Menschen zu tun. Goethe sagte einmal: Der Mensch ist der höchste, ja der eigentliche Gegenstand der Kunst. Hesselbarths Kunst bewegt sich auf dieser Linie. Aber durchaus nicht im Sinne der Antike oder des Klassizismus. Die Holzfiguren und Holzfigürchen in der Vitrine im Kunsthaus führen einen wahren Hexensabbath auf. Tatsächlich, was Menschlich ist am Menschen, ist den schwarzen, gelben, roten Gestalten buchstäblich in die Glieder gefahren. Der Formenreichtum scheint unerschöpflich zu sein. Die Körper dehnen sich, recken sich, straffen sich zuweilen in teuflischer Lust. Dann wieder steht ein anderer Körper beseeligt, keusch, unantastbar in mädchenhafter Schlankheit. Hockende bekommen durch ihre Stellung ein doppeltes Gewicht, Liegende bilden beinahe nur noch sanft gewellte Erde. Gepeitschte und im Entsetzen verstellte Glieder baumeln an Rümpfen — Erdenlos und Menschenschicksal, die innere Pein und die äussere Gewalt, die der Mensch über sich ergehen lassen muss. Bisweilen entsetzt man sich über ein blödes Grinsen in den Gesichtern. Dies alles ohne Exzentrik. Sämtliche Arbeiten Hesselbarths bleiben im Rahmen des bildhauerischen Gestaltungsgesetzes. In einem gewissen Sinne erinnern die Arbeiten an das Chimärische romanischer Skulpturen. Auch jene Meister haben den Menschen gekannt mit all seiner Lust und Qual. Der moderne Künstler gräbt die eigene Seelengeschichte ins Holz. Dieses Inferno im Glaskäfig eines Ausstellungsraumes ist bezaubernd und erschütternd. Verzettelt und zerstreut stehen die Figuren und Figürchen herum. Wie in einem romanischen Tympanon könnte man sie sich vereinigt denken, aber die Zentralfigur fehlt. Die Zentralidee fällt vollständig aus, und das ist die Tragik des modernen Künstlers.

R. Schn.

Büchertisch

Jahrbuch des Geschichtsvereins für Stadt und Tal Münster. Bd. 6 (1952). Münster, Selbstverlag des Vereins 1952, 91 S.

Tüchtige Kräfte haben auch wieder zum erfreulichen Gelingen des sechsten schönen Jahrbuchbandes beigetragen. Wenn der Münstertäler Geschichtsverein die bisherige Ungunst der Zeit wacker überdauert und in 6 stattlichen Jahrbüchern glänzende

Beweise fruchtbaren und segensreichen Schaffens geliefert hat, so zeugt das ebensowohl für seine Daseinsberechtigung und innere Existenzkraft als für seine heimatliche Popularität und bodenständige Verwurzelung. Das neue Jahrbuch braucht keine Reklame. Gute Ware empfiehlt sich von selbst. Wir erwähnen nur die Titel der einzelnen Beiträge, um von der Vielseitigkeit des Inhalts einen Begriff zu

geben : Zur Geschichte des Meierhofes von Mühlbach. Von A. Scherlen — Der Münstertäler Dichter Jean Wahler (1875—1927). Von Dr. M. J. Bopp — Der Marktplatz von Münster im Wandel der Zeiten. II. Von J. Matter — Strassenbauprojekte zwischen dem Münstertal und dem Département des Vosges vor 100 Jahren. Von A. Emig — Mémoire sur la nature du sol etc. de la Ville et Vallée de Munster adressé en 1765 à l'administration par le Magistrat de Munster. Par J. Matter — Die Rappoltsteiner in Wasserburg. Von Ed. Morand — Quellen zur Verfassungsgeschichte von Stadt und Tal Münster. Von J. Matter — 6. Jahresbericht, erstattet vom 1. Schriftführer J. Matter. S.

Jahrbuch des Sundgau-Vereins. Bd. 1 (1955). Mülhausen, Selbstverlag des Vereins 1955, 120 S.

Das vorbildliche Wirken des 1928 gegründeten Geschichtsvereins für Stadt und Tal Münster liess im Sundgau einen gleichstrebenden Verein entstehen. Anregungen des Altkircher Generalrats Dr. Walch folgend, bildete sich ein Sundgauverein, der die Geschichte, Geographie und Volkskunde des Sundgaus pflegen will und soeben mit einem Jahrbuch an die Öffentlichkeit getreten ist. Dieses erste Jahrbuch ist ein vielversprechender, wohlgelegener Anhang; jeder Heimatfreund muss daran seine Freude haben. Solche Veröffentlichungen sind Wegbereiter zum Verständnis des geschichtlich Gewordenen, zur Liebe heimischer Art und Sitte und zu wurzelechter Bodenständigkeit. Der vorliegende Band bietet recht interessanten und reichen Stoff aus den heimatlichen Schatzkammern. Der verdienstvolle Geschichtsforscher Theobald Walter, ein Sohn und trefflicher Kenner des Sundgaus, steuert eine Abhandlung über die Sundgauer Edeline als Fürstbischöfe von Basel bei, der nimmerrastende Archivar A. Scherlen behandelt die Grafen von Pfirt und die Colmarer Umgebung, Pfarrer A. Behra gibt einen Ueberblick über die Geschichte der Abtei Waldieu. Prof. Stintzi spricht in der Abhandlung «Der Cartulaire des seigneuries-gageries»

über verpfändete österreichische Herrschaftsgebiete, während Pfarrer L. Freyther die einstige religiöse Vergangenheit Ammerzweilers ins Licht rückt. Kunstgeschichtliche Beiträge lieferten J. Kroell über Jean Jacques Henner und Aug. Zässinger über den Flügelaltar zu Lümschweiler. P. Descorps schreibt über die Geschichte der Schule von Falkweiler. Eine Reihe kleinerer Beiträge und Buchbesprechungen beschliessen den von der «Alsatia»-Druckerei schön gedruckten und geschmackvoll ausgestatteten Band. S.

Paul Stintzi, Mgr. Hirth. Ein elsässischer Missionsbischof. Mülhausen, Alsatia-Verlag 1952, 208 S.

Das Elsass stand von jeher in der Missionsbewegung mit an erster Stelle. Kaum ein anderes Land auf dem weiten Erdenrund hat so viele opferfreudige Missionare in die Welt hinausgesandt wie unsere Heimat. Mgr. Hirth, dem Prof. Stintzi in vorliegendem Buche eine fesselnd geschriebene, gehaltvolle Biographie gewidmet hat, ist eine überragende, herrliche Gestalt unter den elsässischen Missionaren. Sein Andenken wird im Elsass weiterleben und neue Begeisterung und neuen Opfermut wecken für das Werk der katholischen Missionen. Das Lebensbild des grossen Glaubenskünders und Organisators ist hier auf Grund reichen Quellenmaterials entworfen mit lebendiger Frische und packender Anschaulichkeit und Unmittelbarkeit. Uebermenschliches hat dieser Missionsbischof geleistet unter unsäglichen Mühseligkeiten und steten Gefahren. Die Geschichte der Missionen in Zentralafrika ist mit dem Namen dieses Sundgausohnes in ruhmvollster Weise für immer verknüpft. Reiche Ernte zeitigte sein nimmermüdes, opferfreudiges und gottgesegnetes Wirken unter den Völkerschaften von Uganda, Nyanza, Ruanda und Kivu. Der Sundgau darf stolz sein auf seinen grossen Sohn und mit ihm das ganze Elsass. Möge das vorliegende, schöne und verdienstvolle Buch sein Andenken im Herzen des elsässischen Volkes lebendig erhalten, möge es neue Berufe wecken! B.

Vogesen-Wanderungen

Wingen — Lützelstein — Graufftal

Gehzeit: 4½ Std.

(Eine sehr schöne, mühelose Waldwanderung)

a) Wingen — Lützelstein. 2½ Std.

Wegezeichen: rot-weiss-rot

Bei der Kirche beginnt ein Pfad, der über Felder aufwärts dem Walde zuführt. Nach 15 Min. vom Bahnhofe aus am Walde, hier aufwärts, nach 5 Min. rechts auf der Höhe fort durch schönen Wald, nach 20 Min. links Pfad aufwärts, nach weiteren 20 Min. auf dem Zittersheimer Felsen. Schöner Blick auf Zittersheim. Von hier nach 2 Min. bei Teilung rechts, gleich darauf links. Der Weg senkt sich in ein Joch. Hier geradeaus ansteigend rechts am Berghang entlang. Nach 42 Min. Waldstrasse kreuzen. Auf der breiten Waldstrasse fort, gleich darauf links Pfad, der auf die Strasse Götzenbrück-Lützelstein führt, diese kreuzend, den schönen schattigen Pfad parallel der Strasse rechts weiter. Nach 15 Min. kreuzt man eine Waldstrasse (links Pfad zum Rappenfelsen. 10 Min. Wegezeichen: blau-weiss-blau, rechts nach der Sonnenbacher Mühle). Nach 7 Min. tritt der Pfad

aus dem Walde und mündet auf die Strasse. In 20 Min. in Lützelstein.

b) Lützelstein — Grauffthal. 2 Std.

Wegezeichen: rotes Rechteck

Beim Restaurant Louis Hausknecht Strasse links an der Mairie vorbei aufwärts. Nach 2 Min. beim Forsthaus Frasey, bei Strassenteilung links und bald bei nochmaliger Teilung links abwärts. Nach 4 Min. bei Teilung rechts. Nach 5 Min. links Pfad abwärts und eine Strasse kreuzen, dann Fahrweg abwärts. Nach 4 Min. der Strasse rechts folgend, in 5 Min. am Kohlthalerhof. Hier Fahrweg rechts am Weiher vorbei. Nach 5 Min. bei Wegeteilung einige Schritte links, dann Pfad rechts aufwärts. Blick auf die Lützelsteiner Mühle. Der schöne Pfad führt bequem aufwärts und erreicht nach 35 Min. die Höhe. Hier bei einer Saatschule dem Pfad weiter folgen, erst eben, dann abwärts. Nach 2 Min. eine Strasse kreuzen. Der Pfad erreicht nach 20 Min. eine Strasse, welcher man links folgt. In 5 Min. Grauffthal. Zum Bahnhof rechts an der Kirche vorbei in 50 Min.

Alfred Gaessler



Hôtels recommandés

Hôtel-Restaurant Belle-Vue.

Buhl (Haut-Rhin). Téléphone 195. Pension. Chambres confortables. Cuisine soignée. Repas à toute heure. Spécialité de vins d'Alsace. Carpes frites. Spécialité de truites au bleu. Jardin d'été. Bière de l'Espérance. Grande nouvelle salle pour Société.

Ernest Brohm.

Hôtel Stauffer

Le Hohwald altitude 650 m. Téléph. 5. En excursion, en auto, pour votre séjour, visitez l'Hôtel Stauffer. Prix très modérés. Jardin, terrasse, garage. Chauffage central. Halte (pl. p. autos). Bien à recommander. Bien agrandi par construction nouvelle.

Ch. Stauffer.

Restaurant und Luftkurort

Gare Schweighouse St. Gangolf près Guebwiller

Berühmter Wallfahrtsort. Vielbesuchter Ausflugsort. Angenehme ruhige Lage am Tannenwald. Pension. Renommée Küche. Gut gepflegte Weine. Ia Tiger Bock. Spécialité: Tannenhonig mit Butter. Bürabrot mit selbst geräuchtem Speck und Schiefala.

Prop. Xavier Ruf.

Hôtel du cheval blanc.

Lembach Agréablement situé au milieu de 9 châteaux A proximité du Fleckenstein, Hohenburg Wegelnburg. Ancienne maison. Pension et belles chambres. Recommandée aux Sociétés et touristes. Autogarage. E. Mischler

Hôtel du Lion.

Schönau à la frontière d'Alsace-Palatinat.

O. Mischler.

Restaurant Xavier Seiller (Seiller-Weiher).

Guebwiller Téléphone 117. Cuisine et Cave renommées. „Bière Suprême“ de Colmar. Spécialité Carpes frites. Beau jardin et grand étang avec barques. Chambres et Pension. Séjour agréable pour Touristes et Sociétés

Hôtel-Restaurant «Au Touriste»

BOULANGERIE

Guebwiller Gute Küche — Ia Oberländer Weine — Möbl. Zimmer — Saal f. Vereine — Bäder.

Prop.: Xavier Baldenweck.

Hôtel Lac de Lauch (Lauchensee)

Lauchensee 945 m alt. Stations: Lautenbach, Metzeral et Kruth. A proximité du Ballon, Markstein, Vallée de Guebwiller. Bonne cuisine, froid et chaud à toute heure. Pension et chambres. Téléphone Guebwiller.

Prop.: Beyer.

Hôtel-Restaurant National.

Haguenau Place de la gare, rue St. Georges. Propriétaire: J. Lindecker.

Hôtel de l'Etang de Hanau.

Hôtel Hanauer Weier.

Mittelpunkt herrlicher Ausflüge. Bahnstation: Bannstein oder Philippsbourg. Kalte und warme Speisen zu jeder Tageszeit. Forellen, Geflügel, Bürejambo und Bürebrot. Idealer Badeplatz (Hanau Plage), Kahnfahrten, Fremdenzimmer, Pension. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte auf Verlangen.

Prop.: Gustave Kunder (Tel. Philippsbourg Nr. 8).

Hôtel-Restaurant Fischer

Lautenbach-Zell à 10 min. de la gare de Lautenbach. Déjeuners et Dîners à toute heure. Vins d'Alsace et de France. Chambres confortables. Cuisine renommée. Spécialité: Carpes et Truites. Grande Salle. Electricité. Téléph. I propr.: Mme. Vve. Adolphe Fischer.

Morsbronn-les-Bains

CONTRE GOUTTE - SCIATIQUE

==== RHUMATISMES ====

Grande Terrasse

Demandez renseignements à LA DIRECTION DU BAIN THERMAL.

EXIGEZ PARTOUT LES

BIERES DE COLMAR

LES MEILLEURES D'ALSACE

SANATORIUM GUEBWILLER.

Privates Kurhaus für Erholungsbedürftige

innere Kranke und nervös Leidende, Diät-Kuren, Bäderbehandlung, natürliche und künstliche Sonnenbäder, Massage etc.

Seelische Krankenbehandlung (Psychotherapie).

Keine Geisteskranke. - Keine Lungenkranke.

Auf Wunsch Prospekt.

Téléphone 258.

Ferme Thierenbach -:- Hotel Notre Dame

(Am Fusse des Hartmannsweilerkopfes)

Berühmter Wallfahrtsort - Vielbesuchter Ausflugsort

Angenehmer Ferienaufenthalt in gesunder Lage.

Gute bürgerliche Küche. Comfortable Zimmer mit fließendem Wasser, Badezimmer, grosser und kleiner Saal für Vereine, Gesellschaften, Hochzeiten etc. Grosse Terrasse. Gepflegter Keller, französische und elsässische Weine bester Sorten.

Teleph. Guebwiller 301.

Propr. Mme. Vonesch-Biecheler.

Hôtel du Lac blanc

Altitude 1200 m.

Gare Hachimette-Orbey. Poste Orbey. Tél. Orbey No. 30. Cures d'air. Sports d'hiver. Dernier confort. Pension 50 à 60 fr. Centre d'excursions. Ouvert toute l'année.

Albert Freppel, propr.

Hôtel de la Pépinière

Ribeauvillé (Haut-Rhin), route de Sainte Marie a/M. 30 minutes de Ribeauvillé. Cure d'air. 400 m d'altitude. Situé dans la plus jolie contrée de la vallée de Strengbach; entouré de forêts de sapins. Centre d'excursion. 25 chambres, 40 lits, confort moderne. Téléphone La Pépinière.

E. Weber, propriétaire.

Hôtel du Château

Wangenbourg (anc. propriété privée) — Alt. 500 m — Téléphone No. 1 — Gare Romanswiller (Ligne Saverne - Molsheim) — Site merveilleux dans un grand Parc de 4 ha — Tout confort moderne — Terrasses ombragées — Ouvert toute l'année — Prix réduits avant et après saison.

Propr.: G. Schneider.

GRANDS VINS D'ALSACE

Administration des

Domaines Viticoles Schlumberger

GUEBWILLER (Alsace)

Propriété dépassant 100 hectares de vignes

Ses Gentil, Riesling, Kitterlé, Mousse d'Alsace

Clicherie Alsacienne

STRASBOURG-NEUDORF

17 Rue de Mulhouse
Téléphone 6399

Hôtel de la Chaîne d'or (Kette)

Niederbronn-les-Bains Téléphone 50. Grande salle pour sociétés. Eau courant chaud et froid dans toutes les chambres, chauffage central. Maison recommandée aux voyageurs et touristes.

Propr.: Mad. Vve A. Kieffer-Jund.

Soeben erschienen:

Ein neuer Fahrplan

«AUTO-ALO»

64 Seiten. Zweifarbige Karten.

Preis nur fr. 1.50

Ueberall erhältlich.

Westermanns Monatshefte.

«Machen Sie das aus Quatsch?» fragte ein kleines keckes Mädchen aus der Nachbarburg den Maler, nachdem sie ihm eine Weile offenen Mundes bei seiner Arbeit an dem Aquarell «Ostseestrand» zugesehen hatte. Der Maler begriff sehr schnell, wie das gemeint sei und antwortete: «Ja, das male ich aus Freude!» Und bei sich selber setzte er, durch diese unbewusste Kunstweisheit der Kinderfrage tief getroffen, hinzu: «Im Auftrag, um des Lohnes willen kann man so etwas nicht malen; es muss «aus Quatsch», d. h. aus Lebensfreude an Luft und Wolken, Wasser und Erde, an den Strandkörben und Fahnen, den badenden und spielenden Menschen geschehen...»

Diese niedliche Begebenheit erzählt der Maler Helmuth Körber in einem Aufsatz in der Julinummer von Westermanns Monatsheften, die wieder mit Abhandlungen aus dem Gebiet der Kunst in reichem Masse versehen ist. Wir nennen nur «Irrfahrten und Schicksale berühmter Kunstwerke» von Otto Müller, «Gedenk- und Ehrenplaketten» von Hans Bastanier, «Alte Städte Niedersachsens» von Dr. Georg Schnath. Ganz besonders passt auch in diese heisse Zeit der Aufsatz von Hermann Uhde-Bernays «Komik und Humor in Federzeichnungen».

Der Sport kommt mit dem Aufsatz von Dr. Max Ostrop «Die höchste Trophäe im weissen Sport» zur Geltung. Von dem weiteren Inhalt des Heftes seien ausser dem Roman von Max Dreyer «Die Löwenbraut» die Novellen «Sommer hinter Scheunen» von Inge Stramm und «Das Kind Maj» von Hans Kricheldorf, Jugend und Musik» von Friedrich Herfeld, «Meteorologische Observatorien» von Carl Hans Pollog erwähnt. Unsere Leser erhalten durch ein Abkommen von dem Verlag Georg Westermann in Braunschweig auf Wunsch gegen Einsendung der Portogebühr von 50 Pfg. (auch Auslandsbriefmarken) kostenlos und unverbindlich ein früher erschienenens Probeheft dieser wertvollen Zeitschrift mit etwa 100 Seiten Text, 8 Kunstbeilagen und vielen ein- und mehrfarbigen Bildern. Wir empfehlen, von dieser Vergünstigung recht regen Gebrauch zu machen.

DER GROSSE HERDER

12 Bände und ein Welt- und Wirtschafts atlas / Ausgabe in Halbleder jeder Band RM. 34.50; in Halbfranz jeder Band RM. 38.—. Band I/V sowie der Welt- und Wirtschafts atlas sind bereits erschienen. Band VI u. VII erscheinen 1933. 1935 wird das Werk vollständig.

«Wir haben hier unstreitig das modernste und eigenartigste Lexikon vor uns, wohl auch das zuverlässigste und praktischste. ‚Herder‘ will bewußt kein totes Wissen vermitteln, sondern Theorie und Praxis sozusagen mit einem Handgriff verbinden; ein Beginnen, das als Idee entschieden zu bejahen ist. Angenehm fällt die erstaunliche Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit des behandelten Stoffes auf. Man fragt sich, wozu man eigentlich die ganz großen Lexika braucht, wenn alles Wesentliche ebenso gut und ausreichend in den 12 Bänden des ‚Großen Herder‘ zu finden ist. Dabei scheint uns die Bildausstattung des ‚Herder‘ den andern modernen Nachschlagewerken nicht nur ebenbürtig, sondern überlegen....» (Natur und Kultur.)

VERLAG HERDER & CO. / FREIBURG IM BREISGAU

Wenn Sie nur erstklassige Waren zu den billigsten Preisen kaufen wollen, dann kommen Sie zu uns. Sie finden eine Riesenauswahl in jeder Abteilung.

Grands Magasins du

GLOBE

Rue du Sauvage — Mulhouse — Chaussée de Dornach

